Die Würger von Paris.

Von

C. Guéroult und P. de Couder.

Mit einem Prolog:

Die Würger Indiens

von

Méry.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1863.
Hartleben's Verlags-Expedition.



Prolog.

Die Würger Indiens.

Erstes Capitel.

Der kleine Fluß Luny bespült die Mauern der Stadt Judpur, welche an der Straße von Agra und Delhi liegt.

Das Land ist sehr schön, aber oft tritt die Wüste an die Stelle des Gartens. Der Mensch und das Thier, beide wild, haben der Civilisation noch keinen Zoll Boden in dieser Gegend Indiens überlassen und im Jahre 1840, der Zeit dieser Geschichte, durchzogen selbst die unerschrockensten Reisenden das Thal des Luny nur mit Furcht und Zittern.

Vier Meilen von Judpur, auf einem kleinen Vorgebirge, welches wie um eine Schleuße zu bilden in den Fluß hineinragt, stand damals ein kleines Landhaus, welches die Gefahren des Augenblicks in eine Citadelle verwandelt hatten.

Der Capitän Taylor, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, hatte sich hier wie auf einer Vorpostenlinie gelagert, um alle Bewegungen eines geheimnißvollen Krieges zu überwachen, der sich den Engländern nirgends zeigte und sie gleichwohl überall dahinraffte.

Eines Abends, als eben die ersten Sterne am Himmel sichtbar zu werden begannen, war Mistreß Katharine Taylor, die Frau des Capitäns, eine junge englische Creolin von zwanzig Jahren, die sich an das Loos ihres Gatten gefesselt sah, in die lebhafteste Unruhe versenkt und lauschte, an der Ecke einer kleinen Bastion sitzend, auf jedes Geräusch, welches von dem Flusse oder von der nach Judpur führenden Straße zu ihr heraufdrang.

Nicht weit von ihr senkte ein junger Diener von malaiischer Abstammung, mit dem Ellbogen auf die Brustwehr des kleinen Forts gestützt und durch ein dichtes Euphorbiengebüsch verdeckt, seine Blicke auf den Fluß, als ob er in dem Bambusdickicht des Ufers ein menschliches Wesen oder ein wildes Thier suchte, welches hier auf seine Beute lauerte.

Kein Licht schien im Innern des Hauses. Die junge Frau ahmte mit den Lippen die dumpfe Klage eines Insectes nach und der Diener eilte herbei wie ein treuer Hund, und lief dabei auf allen Vieren, um nicht über die Höhe der Brustwehr hinauszuragen. Zu den Füßen seiner Herrin machte er Halt und spitzte das Ohr, um zu hören.

»Was denkst Du von diesem Ausbleiben, Kindly?« sagte die junge Frau mit sehr leiser Stimme.

»Ich finde es nicht außerordentlich,« sagte der Malaie. »Es ist weit von hier bis zu den Ruinen der Pagode von Dschemah. Der Capitän Taylor hat mehr als fünfzig Seapoys bei sich und mit einer solchen Escorte fürchtet man nichts.«

»Warum schautest Du denn so aufmerksam dort hinunter?« hob die junge Frau wieder an.

»Ich sah den Fluß strömen —«

»Den kann man ja nicht strömen sehen,« unterbrach ihn Katharine. »Es ist ja Alles so finster wie der Boden eines Brunnens. Mit deinen schwarzen Pantheraugen hast Du etwas an dem Ufer gesehen — sprich offen mit mir, Kindly.«

»Ich weiß, daß Sie Muth besitzen, Madame,« sagte der Diener, »und deshalb kann ich Ihnen meine Entdeckung mittheilen. Es regt sich kein Lufthauch in dem Thale und dennoch habe ich das hohe Gras sich rühren sehen.«

»Das ist ein Tiger gewesen,« sagte Mistreß Katharine kalt.

»O nein, Madame. Der Tiger gebraucht nicht so viel Vorsicht, wenn er im Grase dahinläuft. Er scheut sich nicht es in Bewegung zu setzen. Wenn ich einen todten Gegenstand sich vorsichtig bewegen sehe, so sage ich allemal bei mir selbst: Hier ist ein Feind versteckt — ein Mensch oder ein Würger.«

»Ja,« sagte die junge Frau, »das wäre möglich. Diese Ungeheuer wissen Alles — sie haben sich dort unten in der Schlucht in den Hinterhalt gelegt, um die Rückkehr meines Mannes und unserer Leute abzuwarten.«

»O,« entgegnete der Diener, »der Capitän Taylor ist nicht der Mann, der sich überraschen läßt wie eine Gazelle an der Tränke. Er wittert das indische Fleisch eine Stunde weit. Kürzlich sagte er: Es gibt in diesem Thale drei vorherrschende Gerüche, den vom Euphorbium, den vom Gewürznelkenbaum und den vom gelben Tulpenbaum. Wenn daher die Luft mir einen vierten Geruch zuträgt, so sage ich bei mir selbst, es stecken wilde Indier in dem Gebüsch. Dann sind drei Dinge nöthig: guter Muth, guter Fuß und gutes Auge!

Sie sehen also, Madame, daß der Capitän Taylor für diesen Krieg geboren ist. Wir sollten wenigstens fünf Offiziere wie er in dieser Präsidentschaft haben — dann würde sehr bald Alles im Reinen sein.«

Mistreß Katharine machte eine hastige Geberde, um Schweigen zu gebieten, und horchte auf ein neues Geräusch, welches in der Richtung von Judpur herkam.

Kindly schüttelte den Kopf und wartete, bis ihm befohlen wurde, sich auszusprechen.

»Es ist der Wind, der sich auf dem See erhebt,« sagte er, »und über den Mimosenwald hinstreicht. Sehen Sie, wie roth und trübe der Mond aufgeht. Das ist ein Anzeichen von Sturm und Wind.«

Katharine horchte nicht mehr, sie dachte nach.

»Das ist unerträglich,« sagte sie nach einer Pause. »Der Tod ist besser als ein solches Leben. Höre, Kindly, kennst Du genau den Weg, welcher nach den Ruinen der Pagode führt?«

»Ja, Madame — und ich errathe Ihre Gedanken — ich werde allein gehen.«

»Du wirst thun, was ich Dir befehle.«

»Wenn Ihr Befehl ein vernünftiger ist, Madame.«

»Wohlan, wir werden dem Lieutenant Murphy sagen, daß er uns mit seiner kleinen Reserve-Garnison begleiten soll.«

»Madame, der Lieutenant wird sich weigern, Ihnen zu gehorchen. Seine Pflicht ist hier zu bleiben, um den Posten zu bewachen.«

»Nun gut, dann werde ich allein gehen,« sagte Katharine, indem sie aufstand. »Was kann mir begegnen?«

Kindly gab keine Antwort, sondern bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

»Laß Dir von Murphy den Schlüssel zu der kleinen eisernen Thür geben,« setzte sie hinzu, »dann wollen wir gehen.«

Diese letzten Worte waren von einer sehr ernsten Person gehört worden, welche in diesem Augenblicke die Plattform betrat.

Es war dies Mr. Fabianus Parker, den die ostindische Compagnie zu dem Zwecke abgesendet, die Frage der Würger zu studiren.

Mr. Parker war früher Director des Adelphitheaters in London gewesen und hatte in Drurylane die Rolle des Fra Diavolo in Auber's Oper geschaffen, nämlich sie ins Englische übersetzt. In Folge eines zweimaligen Falles auf der Bühne hatte er sich die Gunst einer einflußreichen Person im Ministerium des Auswärtigen zu erwerben gewußt und, von den Reichthümern der Nabobs träumend, der ostindischen Compagnie so viele Empfehlungsbriefe überreicht, daß er auf Alles Anspruch machen konnte.

Dennoch sah er sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn der von ihm erbetene und ihm gewährte Posten bot nicht blos wenig Aussicht auf Erwerbung von Schätzen, sondern war auch von Gefahren aller Art begleitet und konnte einen Civilbeamten nur in die Schlinge eines Würgers führen.

Indessen, er war nun schon zu weit gegangen, als daß er hätte wieder zurücktreten können, und that daher, was alle Inspectoren in England thun, — er inspicirte nicht.

Da die kleine Citadelle am Luny ihm ein sicherer Ort

zu sein schien, so ging er aus derselben nicht heraus und richtete, verleitet durch seine ehemaligen Schauspielergewohnheiten und seinen Ruf als schöner Mann, zweideutige Huldigungen an Mistreß Taylor, die erst seit sechs Monaten verheiratet war und mit inniger Liebe an ihrem Gatten hing.

Mr. Parker's Eintritt veranlaßte den jungen Kindly, einige unzufriedene Worte vor sich hinzumurmeln, denn er war nun gezwungen, sich von seiner schönen Gebieterin zu entfernen und eine so angenehme Unterhaltung zu unterbrechen. Kindly's Ehrgeiz war bescheiden.

Als Kind schon hatte er mit der kleinen Katharine gespielt und seit zehn Jahren empfand er für sie ein Gefühl, welches wärmer war als das der Freundschaft, aber niemals Liebe zu sein wagte.

Es gibt in Indien eine große Anzahl ehrerbietiger, leidenschaftlich fühlender Diener, welche mit ihrem Geheimniß einer unmöglichen Zuneigung leben und glücklich sind im Besitze dieses Schatzes, gleich dem Geizigen, der den seinigen betrachtet, aber ihn nicht anrührt.

Mistreß Katharine — wir müssen dies zu ihrem Lobe sagen — besaß nicht einmal jenes Spiel unschuldiger Coketterie, welches oft bei den Männern, die noch Neulinge in der Liebe sind, eine ernste Leidenschaft hervorruft. Sie schien nicht einmal sich selbst zu kennen und diese Unwissenheit machte ihre Anmuth und Schönheit noch furchtbarer in diesen Einöden der Sonne, wo zwei nie verlöschende Flammen die Seele und den Körper entzünden.

Mistreß Katharine besaß, unbeweglich und schweigsam, die ganze nachlässige Haltung der Creolinnen. Das Le-

ben schien diesem schönen Körper zu mangeln, der von jener schläfrigen Ermattung befangen war, welche sich von dem Himmel der Wendekreise herabsenkt.

Unter den Wechselfällen eines namenlosen Krieges aber und wenn irgend eine unheilvolle Nachricht aus der Wüste oder aus dem Gebirge eintraf, erhob sich die junge Frau mit dem Enthusiasmus der Amazone. Ihre großen schwarzen Augen schleuderten Blitze und die schwarzen, schweren Flechten ihres Haares rollten über die sammetnen Schultern. Ihr stolz gebauter Körper zuckte unter dem dünnen Gewand von chinesischem Flor. Aus der Statue ward ein Weib und dann vergaßen Alle um sie herum, welche den Namen eines Mannes führen konnten, die Gefahren, ihre Familie, den Krieg, die Würger Indiens, und das Idol hatte selbstverläugnungsvolle Anbeter, die sich in den schwarzen Hinterhalt der Nacht gestürzt haben würden, wenn ein Lächeln ihren Tod belohnt hätte.

Sie lud Mr. Parker mit nachlässiger Geberde ein, auf einer kleinen Rasenbank Platz zu nehmen, und als er sich gesetzt hatte, sagte sie:

»Kann ich auf Sie rechnen? Antworten Sie Ja.«

»Ja, Madame; Sie können auf mich rechnen, befehlen Sie,« antwortete der Commissär der ostindischen Compagnie mit einer dramatischen Geberde, welche an Drurylane und an Adelphi erinnerte.

»Sie sehen eine arme Frau von Verzweiflung erfüllt. Die Nacht ist schon sehr weit vorgerückt und mein Mann kommt immer noch nicht. Dort unten in dem Reisfelde und in dem hohen Grase halten sich Würger versteckt. Man lauert ihm auf. Es gilt daher, mit so wenig Geräusch als mög-

lich das Fort zu verlassen, das Auge der Meuchelmörder zu täuschen und dem Capitän Taylor entgegenzueilen, um ihn vor der Gefahr zu warnen.«

Ein kalter Schauer überrieselte den Commissär trotz der tropischen Wärme der Nacht. Sein so eben noch scharlachrothes Gesicht ward leichenblaß, aber die Finsterniß ließ die Gattin des Capitäns dies nicht sehen und sie erhob sich, um zuerst nach der Treppe zu gehen, welche nach der eisernen Thür führte.

»Erlauben Sie, erlauben Sie, Madame,« stammelte Parker mit unerhörter Anstrengung.

»Ich erlaube,« unterbrach ihn die junge Frau hastig. »Ich erlaube — also, entscheiden Sie sich. Ziehen Sie Ihre Handschuhe aus und nehmen Sie Waffen zur Hand.«

»Hier sind die Instructionen, wie sie mir von dem ersten Secretär in Whitehall ausgefertigt worden sind,« sagte Parker, indem er in der Tasche nach seinem Portefeuille herumsuchte. »Diese Instructionen lauten ganz präcis. Ich bin dadurch beauftragt, die Frage vom Gesichtspunkt der Moral und der —«

»Sie sind ein Feigling, Mr. Parker,« unterbrach ihn die junge Frau. »Kindly, bist Du bereit?«

»Versteht sich, Madame,« sagte der Diener in festem Tone.

»Erlauben Sie, Madame,« setzte Parker hinzu, »ich soll —«

»Sie sollen schweigen, mein Herr,« sagte Katharine kurz. »Setzen Sie sich an Ihren Rocken und spinnen Sie, wenn Sie einmal ein altes Weib sind.«

Und indem sie Parker einen mitleidigen Blick zuwarf,

gab sie Kindly einen Wink und ging mit ihm die Wendeltreppe hinunter, welche nach dem kleinen Pförtchen des Forts oder Blockhauses führte.

Parker öffnete, als er sich allein sah, seine Brieftasche, nahm die ihm von dem Ministerium ertheilte Instruction heraus, schlug mit der flachen Hand darauf und sagte:

»Es ist klar wie die Sonne; Lord Bathurst selbst hat es dictirt: »Ueberwachen Sie die Eingebornen, führen Sie den Geist der Eintracht unter den verschiedenen Bevölkerungen zurück; vertheilen Sie so viele methodistische Bibeln als möglich.« Erst diesen Morgen habe ich hundert Bibeln nach dem Dorfe Mensur geschickt. Morgen soll der Telingah von Agra deren fünfzig mitnehmen. Unter die Hindu's habe ich schon vierzehnhundert vertheilt — das nenne ich Dienste leisten!«

Da jedoch Niemand diesen Rechtfertigungsmonolog hörte, so machte er seine Brieftasche wieder zu und begnügte sich zu seiner speciellen Genugthuung hinzuzufügen:

»Die Frauen verstehen nichts von der allgemeinen Politik. Man erwäge doch das Unglück, welchem ganz Indien preisgegeben wäre, wenn ich mich wollte abwürgen lassen wie eine Gans.«

Er ging in sein Zimmer hinunter, verschloß die Thür durch dreimaliges Umdrehen des Schlüssels nnd bereitete sich durch Nachdenken vor, dem Minister über die Ereignisse des Tages und über seine Bibelaustheilungen Bericht zu erstatten.

Kindly, der sich mit einem Paar Pistolen und einem doppelläufigen Carabiner bewaffnet, blieb eine Weile auf

der Treppe des Ausfallpförtchens stehen, um die Luft zu riechen und auf das Geräusch der Einöde zu lauschen. Da er in der nächsten Umgebung keine Gefahr witterte, so gab er seiner Herrin einen beruhigenden Wink und ging zuerst in das dichte Geröhricht oder Dschungel hinein, in welches der Schein des Mondes und der Sterne niemals zu dringen vermag.

An dem Gange des jungen Indiers sah man, daß er auf einem ihm bekannten Terrain einherschritt, welches den nächtlichen Hinterhalten der Würger nicht günstig war.

Es war ein steiniger Boden mit wenig belaubten Harzbäumen bedeckt, und von hohem Grase und Zwergsträuchern vollkommen entblößt.

Nur wilde Thiere und Schlangen waren hier zu fürchten; indessen, in dieser Nacht des Heroismus und der Selbstverläugnung mußte man sich wohl in die geringste der Gefahren fügen.

In jenen langen, tropischen Nächten ist die indische Einsamkeit angefüllt von Stimmen, von Tönen, von Geschrei, von Klagen — ein seltsames Concert, welches dann und wann durch das gellende Geheul katzenartiger Ungeheuer, der Feinde des Menschen und der Sonne, übertäubt wird.

Jeder Ton dieses unermeßlichen Orchesters ist die Stimme einer Gefahr, und dennoch hat die Geschichte nicht die Namen aller Creolinnen aufbewahrt, welche die Pflicht so oft in diese furchtbaren Wüsten geschleudert hat, wo der unerschrockenste Mann stets unter den Sternen der Mitternacht Bekanntschaft mit der Furcht macht.

Kindly und seine junge Herrin machten in ihrem

schnellen Laufe zuweilen Halt, entweder um Athem zu schöpfen oder um mit leiser Stimme einige Worte zu wechseln.

Katharine zweifelte oft und flüsterte ihrem Führer immer wieder dieselbe Frage in's Ohr:

»Sind wir auch auf dem richtigen Wege nach der Pagode, Kindly?«

»Ja, Madame, ich habe diesen Weg mit Ihrem Herrn Gemal wohl hundertmal gemacht. Er geht niemals einen andern, wenn er von einem Besuche in den Cantonnements heimkehrt, sei es nun in der Nacht oder bei Tage.«

Katharine beruhigte sich sofort, aber bald darauf ward sie wieder furchtsam und stellte wieder dieselben Fragen.

Zuweilen that eine Geberde von Kindly den Fragen und dem Laufe Einhalt, und dann mangelte es der Herrin ebenso an Athem wie dem Diener.

Dann erkannte man beim schwachen Schimmer der Sterne eine geschmeidige Gestalt, welche sich zwischen den Bäumen hindurch bewegte, und zwei rothe Feuerflammen, welche einen unheimlichen Glanz durch die Finsterniß hindurch warfen. Kindly stellte sich dann vor die junge Frau, legte den Finger an den Drücker seines Carabiners und wartete die Minute der äußersten Gefahr ab, um auf die Erscheinung Feuer zu geben.

Wenn diese neue Gefahr vorüber war, athmete man aus erleichterter Brust auf und setzte sich unter Gottes Obhut wieder in Marsch.

Kindly, dessen Augen, Ohren und Geruchsorgan fortwährend thätig waren, glaubte plötzlich in der Luft Aus-

strömungen und Murmeln zu bemerken, welche auf dieser Straße nicht vorhanden sein sollten.

Er blieb stehen, diesmal aber verriethen seine Geberde und Haltung mehr Hoffnung als Furcht.

Ein alter, durch die Jahrhunderte ausgehöhlter Boabdabstamm öffnete sich wie eine Grotte am Saume des schmalen Weges.

Kindly's Hand wies der jungen Frau dieses Asyl an. Sie zögerte einen Augenblick, betrat es jedoch nach einer zweiten gebieterischen Geberde.

Kindly, der nun, da er allein war, seinen Muth wachsen fühlte, ging rasch vorwärts, immer mit dem Finger am Drücker seines Feuerrohrs und sah in dem Dunkel des Waldes Waffen blitzen.

Sein Herz pochte von froher Hoffnung, denn die Waffen verkündeten Freunde.

Es dauerte nicht lange, so kamen zwei Männer, rüstig einherschreitend, zum Vorschein und Kindly erkannte zwei Sepoys des Capitäns Taylor. Als er sich ihnen bis auf drei Schritte genähert hatte, rief er sie beim Namen, warf seinen Carabiner auf die Schulter, näherte sich ihnen und bot ihnen die Hand.

Es war dies die kleine Avantgarde des von Capitän Taylor angeführten Trupps.

Mistreß Katharine wollte nicht warten, bis ihr erlaubt würde, ihr Versteck zu verlassen. Sie hatte Alles, was so eben geschehen, wohl bemerkt, und eilte nun wie eine Gazelle von der Avantgarde dem kleinen Trupp entgegen, in welchem ihr Gatte den letzten Mann bildete und sich sonach auf dem gefährlichsten Posten befand.

Taylor hemmte ein Hurrah der Bewunderung, welches seine Soldaten anstimmen wollten, umarmte erschrocken sein unkluges Weib und befahl ihr, nachdem sie ihm über das Erscheinen der Würger in dem Cantonnement am Luny Mittheilung gemacht, sich in die Mitte des kleinen Trupps zu begeben.

Der Capitän hätte nicht dieser Mittheilung bedurft, um alle durch seine Erfahrung vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Dieser junge Offizier kannte genau den furchtbaren und seltsamen Krieg, den er in Indien führte, und unter den Sternen der Mitternacht wie unter der Sonne des Mittags, auf offener Ebene wie im dichten Dschungel ging er auf diesem Schachbret des Todes wie ein geübter Spieler zu Werke, und gestattete seinen Bauern nicht eher zwei Schritte zu thun, als bis er die Sicherheit des Terrains erkannt hatte.

Man kam, ohne auf das mindeste Hinderniß zu stoßen, vor dem kleinen Pförtchen des Forts an; Capitän Taylor aber, der eine lange Unterredung mit Kindly gehabt hatte, wollte nicht in das Fort hineingehen, ohne vorher die Geheimnisse des Ufers und des kleinen Reisfeldes erforscht zu haben, welches sich dem Hause gegenüber auf einem sumpfigen Terrain hinstreckte.

»Man erwartet mich dort,« sagte er, »denn die Banditen glauben, ich werde durch das große Thor der Vorderseite zurückkehren und sie haben sich dort ihrer Gewohnheit nach versteckt wie Schlangen, um uns in die Füße zu stechen und uns zu erdrosseln. Wir müssen sie unter unserer Ferse zertreten.«

»Es ist Jemand zu viel bei uns,« antwortete Kindly.

»Ich verstehe Dich,« bemerkte der Capitän Taylor.

Und indem er sich seiner Gattin näherte, sagte er:

»Liebe Katharine, wir wollen vor unserem Fort noch eine kleine Runde machen. Geh' und bereite einige Erfrischungen für diese armen Soldaten, welche seit Sonnenaufgang des gestrigen Tages auf dem Marsche sind.«

Katharine ahnte wohl den unschuldigen Betrug, den ihr Gatte ihr spielte, doch fügte sie sich in die ernste Nothwendigkeit seiner Stellung und gehorchte.

Der Capitän sah die Thür sich hinter seiner Gattin schließen und raffte seinen ganzen Muth zusammen. Er stellte sich an die Spitze seiner fünfzig Mann und führte sie in das verdächtige Reisfeld, nachdem er einem jeden empfohlen, die Augen fortwährend auf die Füße gerichtet zu halten.

Die beinahe zur Reife gelangten Aehren des Reisfeldes bewegten sich hin und her und zweihundert gräßliche Gespenster schienen wie vom Tode auferweckte Leichen aus ihren Gräbern hervorzugehen, um die Lebendigen auszurotten.

Niemals könnte die Hölle ein so furchtbares Schauspiel darbieten, nie hätte der Traum eines Fieberkranken eine so furchtbare Vision zu erzeugen vermocht.

Diese Ungeheuer haben nichts Menschliches. Man sollte glauben, sie seien von Hyänen und Affen erzeugte Bastarde. Eine kupferfarbene Haut bedeckt kaum ihre scheußlichen Gerippe. Anstatt der Nägel an den Zehen sieht man bei ihnen förmliche Krallen oder Klauen, glattes schlichtes Haar liegt wie angeklebt auf ihrer niedrigen, zurücktretenden Stirn. Ein eckiger, runzeliger Muskel verbin-

det ihren Kopf mit den Schultern und zwei glühende Kohlen scheinen aus einem Todtenschädel herauszufunkeln.

Es sind Fakirs, die durch die Enthaltsamkeit und den langwierigen Selbstmord des religiösen Fanatismus abgezehrt worden — Sectirer der Göttin Deera, welche auf die heilige Streitaxt geschworen haben, das Geschlecht der Christen in Indien auszurotten, und welche, stets bereit sich durch die Räder des Wagens ihrer höllischen Götzen zermalmen zu lassen, in dieser Welt nichts fürchten und nach jenem ruhmreichen Tode trachten, welcher ihnen die Pforten des Gartens Madana und den goldenen Palast des blauen Firmamentes öffnet.

Eine erste Salve von Pistolen- und Musketenschüssen warf eine ziemliche Anzahl dieser Dämonen der Nacht nieder und schickte sie in den Garten des blauen Gottes. Die Engländer und die Sepoys hatten aber nicht Zeit, ihre Waffen wieder zu laden. Sie mußten sich Mann gegen Mann in einem furchtbaren Handgemenge schlagen und mit diesen scheußlichen Skeletten wie mit ungeheuren klebrigen Schlangen kämpfen, deren Berührung das Herz erstarren macht und die Hand lähmt.

Diese durch Mangel und Entbehrung anscheinend entkräfteten Ungeheuer fanden in diesem Kampfe plötzlich eine Muskelstärke, welche sie in Athleten verwandelte. Sie packten ihre Feinde wie mit eisernen Fäusten und zerfleischten sie mit ihren Affenzähnen wie hungrige Tiger, welche sich in der Wüste über ihre Beute herstürzen.

Die Geschicktesten und Gewandtesten warfen sich, mit Schlingen versehen, von dem plötzlichen Schrecken, den sie einflößten, begünstigt, an den Hals ihrer Schlachtopfer und

erdrosselten sie mit einer wunderbar zu nennenden Gewandtheit. Es war gleichsam eine blitzschnelle Erwürgung, deren Todesgeheimniß in der Spitze ihrer Klauen beruhte.

Die Nacht bedeckte mit ihrer Finsterniß dieses entsetzliche Schauspiel, diesen lautlosen Kampf, wo nur die malaiischen Dolche gegen die Zähne, Klauen und würgenden Schlingen dieser Teufel thätig waren.

Der Capitän Taylor, welcher an diese unerhörten Kämpfe gewöhnt war, verrichtete Wunder von Muth und Gewandtheit. Er dachte weniger an sich als an seine Soldaten. Er eilte wie ein Löwe den Schwächsten zu Hilfe. Durch unglaubliche Geschmeidigkeit der Bewegung wußte er allen Angriffen auszuweichen und erdolchte die Dämonen der Nacht und streckte sie nieder, ohne daß ein einziger seiner Stöße fehlgegangen wäre.

Erschöpft aber durch diesen übermenschlichen Kampf, wo die Minute der Ruhe zugleich die Minute des Todes war, sah er sich mitten unter den Leichen der Seinigen beinahe allein und hörte von der Plattform des Hauses einen jener gellenden Rufe, wie nur von Frauen in erstürmten Städten ausgestoßen werden.

Mit Kindly und sechzehn verwundeten Soldaten eilte er auf die kleine Citadelle zu.

Das Pförtchen öffnete sich wie von selbst. Ein Weib wachte, die Hand am Riegel.

Es war Katharine. Sie stieß einen Freudenschrei aus und schloß die Thür wieder, sobald sämmtliche dem Gemetzel Entronnene herein waren.

Capitän Taylor entriß sich den Armen seines Weibes,

trat in die Casematte und rief in zornigem Tone den Lieutenant Murphy.

Der junge Offizier kam sofort herbei, um die furchtbare Anrede zu vernehmen:

»Lieutenant, Sie sind ein Feigling! Sie haben mit Ihren fünfundzwanzig Mann Reserve unserem Kampfe zugesehen, ohne uns zu Hilfe zu eilen. Sie sind unwürdig, England zu dienen und werden im Gefängniß den Befehl des Gouverneurs erwarten, der auf meinen Bericht Sie degradiren und für ehrlos erklären wird.«

Der Lieutenant verneigte sich und überreichte dem Capitän einen mit dem Löwen- und Einhornwappen versiegelten Brief, indem er in ruhigem Tone sagte:

»Hier, lesen Sie.«

Zweites Capitel.

Der Capitän Taylor ergriff rasch den Brief, las ihn und rief dann:

»Das ist ein seltsamer Befehl. Von wem haben Sie ihn?«

»Von dem ehrenwerthen Commissär der Compagnie, von Mr. Parker,« antwortete Lieutenant Murphy.

In diesem Augenblick trat Parker ein.

»Sie hatten diesen Befehl bereits in Ihrem Portefeuille, Mr. Parker?« fragte der Capitän.

»Ja, mein Herr,« antwortete der Commissär. »Ich habe deren noch mehr in Reserve, welche Sie bei vorkommender Gelegenheit ebenfalls kennen lernen werden.«

In diesen letzten Worten lag gewissermaßen eine Drohung.

»Sie wissen,« setzte Parker hinzu, »daß die Admirale bei ihrer Abreise von London versiegelte Depeschen mitbekommen, die sie erst unter dem und dem Breitengrade oder bei einer vorher bestimmten Gelegenheit öffnen dürfen.«

»Das weiß ich,« unterbrach ihn der Capitän lebhaft; »aber Sie sind kein Admiral.«

»Was kommt auf den Grad an?« entgegnete Parker. »Ich bin mit einer Mission beauftragt und jeder durch den Ocean von der Hauptstadt Getrennte muß stets mit Instructionen versehen sein, die auf alle Fälle berechnet sind.«

»Nun dann,« rief der Capitän, »schreiben Sie der Compagnie, daß sie selbst in eigener Person kommen soll, um die Würger auszurotten. Es gibt hier fünf Indigohändler, fünf Vicekönige der blauen Farbe, welche vor einem ausgestopften Tiger auf die Knie niederfallen würden, um ihn um Gnade zu bitten und die sich gleichwohl erdreisten, Soldaten wie uns Lectionen im Muthe zu geben. Ueberdies verstehen sie nicht das Mindeste von unsern Kriegsoperationen und maßen sich an, dieselben aus einer Entfernung von tausend Meilen leiten zu wollen. Wir waren eben unser fünfzig in dem Reisfelde und schlugen uns gegen eine Phalanx von der Hölle entsprungenen Teufeln und ein dem Lieutenant Murphy zugestellter officieller Brief beraubt uns des Beistandes von fünfundzwanzig frischen, ausgeruhten Soldaten. In der That, Herr Commissär Parker, unsere Würger sind nicht hier, sondern in Calcutta und Sie sind ihr bereitwilliger Briefträger.«

»Capitän,« sagte Parker mit theatralischer Würde, »vergessen Sie nicht, daß ich die Compagnie repräsentire.«

»Ausgepfiffene Schauspieler,« unterbrach ihn Taylor.

Ein allgemeines laut schallendes Gelächter erschütterte das Gewölbe der Casematte.

»Hören Sie,« setzte der Capitän hinzu, »folgen Sie meinem Rath. Brechen wir ab hiervon. Ich komme so eben aus einem furchtbaren Kampf. Mein Blut hat sich noch nicht wieder abgekühlt und ich würde fürchten den Respect gegen Sie zu verletzten.«

Mit diesen Worten grüßte er und entfernte sich, um seine Inspection vorzunehmen, obschon er keinen Angriff zu fürchten hatte.

Auf der Plattform angelangt, lenkte er seine Blicke auf das Schlachtfeld. Es war ruhig und still wie ein Kirchhof.

Der Orcan hatte sein Werk verrichtet. Kein Geräusch stieg in die Luft empor. Keine menschliche Gestalt ließ sich in dem zweifelhaften Schimmer der Sterne und der Mondsichel sehen.

Nachdem diese Pflicht erfüllt war, begab sich der junge Offizier in sein Zimmer, wo die schöne Katharine ihn erwartete. Sie weinte und ihre Thränen hatten ihren Ursprung in der Zärtlichkeit und bangen Besorgniß ihres Herzens.

Das Glück liegt nicht in der Monotonie angenehmer Empfindungen; es liegt vielmehr in dem gewaltigen Anstoße der Gegensätze, in dem Todeskampfe, der sich in Genesung, in dem Tod, der sich in Auferstehung, und in dem Schmerz, der sich in Wollust verwandelt.

*

Nur die Auserwählten des Himmels kennen die Freude und Ekstase, welche diesen jungen Mann durchschauerte als er nach den Schrecknissen des Kampfes sich allein sah mit einem angebeteten Weibe, dessen Schönheit die Wüste des Todes in ein Paradies verwandelte.

Die Honigmonate der jungen Gatten von Richmond haben oft ihre Finsternisse. Sie verfließen unter dem Nebel der Langweile. Die durch einen Ehemann auf das Land verbannte Liebe wendet sich oft nach London hin. Der Horizont ist zu rein, der Hügel von Richmond zu grün, die Quelle der Themse zu lachend. Dieses Glück hat weder Maß noch Ziel.

Um alle Wonne der Sinne, des Herzens und der Seele zu schmecken, um die ganze Summe von Ekstase auszudrücken, welche die Natur auf den Boden der Liebe versenkt hat, muß man zwei junge Gatten in jene furchtbaren Prüfungen versetzen, deren nächtliche Bewegungen und Aufregungen diese wahrhafte Geschichte uns erzählt. Man muß ohne vermittelnden Uebergang sich aus den Dschungels des Tigers in das von Wohlgeruch erfüllte Zimmer, aus den Klauen des Würgers in zwei weiche, weiße Arme versetzen, und statt des Geheuls und Gebrülles der Mordlust die Zaubermelodien der Liebe vernehmen.

Und selbst dann gibt es noch einen böswilligen Dämon, der eifersüchtig ist auf dieses hohe Glück und es zu vernichten sucht.

Ein dreimaliges, methodisch abgemessenes Pochen ließ sich plötzlich an Mistreß Katharinens Thür vernehmen.

»Wer kommt noch so spät?« sagte Capitän Taylor. »Das scheint mir etwas Ernstes zu bedeuten!«

»Ohne Zweifel ist es Kindly,« sagte die junge Frau. »Er hat in der Umgegend eine schlimme Entdeckung gemacht.«

»Er schläft niemals -- er wacht stets —«

Die drei Schläge ließen sich zum zweiten Male und mit einer Langsamkeit hören, welche einen Gedanken zu haben schien.

Der junge Offizier, stets Sclave seiner Instruction in feindlichem Lande, nahm seine Waffen und öffnete die Thür.

Die Dunkelheit, welche in dem Corridor herrschte, gestattete nicht das Gesicht des Störers zu erkennen. Man hörte blos mit leiser Stimme die Worte sprechen:

»Man wünscht zwei Worte mit dem Capitän Taylor zu sprechen. Die Sache ist sehr dringend und eilig.«

Der Capitän beruhigte seine Gattin durch eine Geberde und sagte:

»Du hattest Recht — es ist Kindly.«

Er schloß die Thür, zog den Schlüssel ab und folgte in dem Dunkel dem geheimnißvollen Zudringlichen, der zu einer vertraulichen Mittheilung die Zeit so gut zu wählen verstand.

Am Ende des Corridors stand eine Thür offen und der auf die Schwelle fallende Schein einer Kerze machte Mr. Parker kenntlich.

»Haben Sie die Güte einen Augenblick bei mir einzutreten,« sagte der Commissär, indem er höflich auf die Seite trat, um den Capitän vorangehen zu lassen.

»Ah, Sie sind es, der mich so spät in der Nacht stört!« sagte Taylor. »Wenn ich das geahnt hätte, so hätten Sie pochen können bis Sonnenaufgang.«

»Meine Pflicht und meine hohe Stellung,« sagte Parker, »nöthigen mich, mir alle unziemlichen Worte gefallen zu lassen, um —«

»Wohlan, Mr. Parker,« unterbrach ihn der Offizier, »was haben Sie mir so Dringendes zu sagen? Beeilen Sie sich — ich bedarf der Ruhe.«

»Sie entfernten sich vorhin so rasch, daß es mir unmöglich war, Ihnen eine neue Instruction mitzutheilen, welche —«

»Nun denn, schnell, Mr. Parker; ich höre Ihre Instruction.«

»Wohlan, es ist folgende, Capitän. Es ist eine allgemeine und gerechte Maßregel. Von jetzt ab ist es den Offizieren ausdrücklich verboten, ihre, wenn auch rechtmäßigen Frauen, in ihren Cantonnements bei sich zu haben. Es würden aus der zeither geübten Toleranz die ernstesten Uebelstände hervorgehen. Nur erst heute Nacht — in meiner Eigenschaft als Commissär und Aufsichtsbeamter — ist mir dies nicht entgangen; nur erst heute Nacht würde der Capitän Taylor, wenn er nicht durch seine Frau zurückgerufen worden wäre, den Kampfplatz nicht so rasch verlassen haben und er wäre dann nicht durch eine Handvoll Fakirs und Lumpengesindel besiegt worden. Ich habe meinen Rapport hierüber bereits gemacht.«

»Aber Ihr Rapport ist eine nichtswürdige Lüge, Mr. Parker,« sagte der Capitän, seine Entrüstung bezwingend, um den Scandal zu vermeiden. »Man wird Ihnen nicht glauben.«

»Meine Unterschrift unter dem Rapport ist noch von vielen andern Namen begleitet,« setzte Parker hinzu.

»Von den Namen eben so vieler Lügner!« entgegnete der Capitän.

»Ist der tapfere Lieutenant Murphy auch ein Lügner?« fragte Parker.

»Ha, der hat also auch den Rapport unterzeichnet? Dieser Beweis fehlt mir noch! Mr. Parker, gleich nach Sonnenaufgang werden wir dies Alles aufklären.«

Und er machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

Parker aber vertrat ihm den Weg und sagte in feierlichem Tone:

»Unter den Gefahren dieser Nacht ist es meine Pflicht, die weisen Anordnungen der Regierung ohne Verzug ausführen zu lassen. Sie werden nicht wieder in Ihr Zimmer zurückkehren und bei Sonnenaufgang werden vier Palankinträger Ihre Gattin nach Judpur bringen.«

Der Capitän unterdrückte ein krampfhaftes Gelächter.

»Ha, darauf war ich nicht gefaßt,« sagte er; »das ist zu stark. Er macht mich zu seinem Gefangenen, um — doch ich verstehe schon. Es sind ihrer Zwei oder Drei hier, welche es sich haben einfallen lassen, sich in meine Frau zu verlieben. Ich werde auch meinen Rapport machen.«

Die in den Tropenländern stets so kurze Dämmerung warf ihren bleichen Schein an die Fenster und es dauerte nicht lange, so war es Tag. Parker zeigte nach dem östlichen Horizonte uud sagte:

»Ich vergesse bei unserem Streite Alles, was mich persönlich angeht — Verleumdungen berühren mich wenig. Ich denke blos an die ernsten Interessen des Staates —«

»So sagen die Coulissenreißer alle, wenn sie Beamte geworden sind,« murmelte Taylor wie bei sich selbst.

»Mein Diener,« hob Parker wieder an, »wird die Träger wecken und dem Gesetz wird Genüge geschehen.«

»Es wird mir aber wohl erlaubt sein, von meiner Frau Abschied zu nehmen, nicht wahr?« sagte der Capitän in ironischem Tone.

»Allerdings, aber in Gegenwart aller Andern.«

»Mit welcher Beamtengravität er dies Alles sagt!« bemerkte Taylor lachend.

Parker klingelte seinem Diener.

»Noch einen Augenblick,« sagte der Capitän, »vor allen Dingen haben wir bei Sonnenaufgang eine große Pflicht zu erfüllen. Wir werden unsern in dieser Nacht gebliebenen Cameraden die letzten Ehren erweisen. Sie sind als Commissär zu dieser Leichenfeier mit eingeladen und wenn die Würger sie stören sollten, so werden wir dann einen Vertheidiger mehr haben. Gestehen Sie, daß Sie darauf nicht gefaßt waren, mein schöner Herr Regierungscommissär.«

»Mit Leichenbegängnissen habe ich nichts zu thun,« entgegnete Parker, »und es wird ausschließlich von mir allein abhängen, in wie weit ich mich dabei betheiligen will.«

»Aber mein lieber Mr. Parker,« hob der Capitän in ironischem Tone wieder an, »seien Sie doch wenigstens ein einziges Mal muthig und sagen Sie mit Macbeth: Ich werde gehen, damit ich der Furcht sagen kann, sie habe gelogen.«

»Nur keine Beleidigung weiter!« sagte Parker in würdevollem Tone. »Niemand hat hier das Recht, mir meine Pflicht vorzuzeichnen.«

»Die vier Palankinträger lade ich ebenfalls mit zu der Feierlichkeit ein,« hob der Capitän wieder an. »Jeder englische Unterthan ist gehalten, die für das Vaterland gestorbenen Tapfern in der Wüste begraben zu helfen. Wir werden Euch allein in diesem Hause lassen, damit Ihr euren Rapport machen könnt.«

Alles war schon auf den Füßen. Der erste Strahl des Tages gab das Signal zum Erwachen, indem er die Augenlider sengte.

Die kleine Reservemannschaft und die, welche das Gemetzel der Nacht überlebt hatten, kamen, obschon verwundet, auf den Ruf des Capitäns herbei. Die einzige Frau des Hauses, Mistreß Katharine, schloß sich ebenfalls dem Zuge an, nachdem sie Sorge getragen, Schleifen von schwarzem Flor an ihren weißen Sari oder Ueberwurf zu nähen. Die Trompeten bliesen das God save the queen und man setzte sich in Marsch nach dem nahegelegenen Reisfeld, wo die Todten der Raubvögel oder der Beerdigung harrten.

Mr. Parker sah den Zug vorübermarschiren und gewahrte selbst seinen Diener in den Reihen derselben. Seine Vereinsamung schien ihm gefährlicher zu sein als das Leichenbegängniß und er entschloß sich endlich, in der Mitte Platz zu nehmen, weil er sich hier am sichersten glaubte.

Die Sonne und das blaue Firmament konnte diesem traurigen Schauspiele und der öden kahlen Landschaft keinen heiteren Anstrich geben.

Die Trauer der Nacht bedeckte noch das Gefild.

Der Zug bewegte sich durch einen wilden Garten, der von der Natur gepflanzt war und durch einen Fluß bewäs-

sert ward, der sich in den Krümmungen eines düstern Thales verlor.

Die Soldaten hielten ihre Waffen bereit, als ob der Feind aus dem Grase hervorbrechen wollte. Der Capitän marschirte mit langsamem aber entschlossenem Schritt an der Spitze. Mistreß Katharine sah nur ihren Gatten.

Man kam an dem Reisfeld an und machte Halt.

Das Schlachtfeld ward vollkommen wieder erkannt.

Es war ein Reisfeld, dessen Aehren auf einem einzigen Punkte durch einen Sturm niedergeworfen worden und um den Ort der Zerstörung herum erhoben sich die wilden Blüthen und die Halme zu ihrer ganzen Höhe, ohne eine Spur von Beschmutzung zu zeigen. Hier und da entdeckte man frische Blutlachen und zerbrochene Waffen, aber unglaublicherweise nicht eine einzige Leiche! Die in dem Kampfe gefallenen Hindus und Engländer waren verschwunden. Einen nächtlichen Einbruch von wilden Thieren oder Raubvögeln konnte man nicht annehmen, denn diese scheußlichen Gäste des Todes lassen stets blutige Spuren und die Ueberbleibsel ihres Schmauses zurück.

Der kleine Fluß hatte die Leichen ebenfalls nicht mit fortgenommen, denn längs der Ufer stößt man bei jedem Schritt auf Dornbüsche, grünende Inseln und wie natürliche Schleußen über das Wasser gebeugte Bäume. Keines dieser Hindernisse verrieth aber, daß eine Leiche daran vorbeigekommen sei, und nirgends war eine Blutspur zu sehen. Ueberall herrschte die jungfräuliche, uranfängliche Reinheit der Schöpfung und der Fluß schien einer jener vier zu sein, welche das Paradies vor dem Sündenfall durchströmten.

Die Augen füllten sich mit Thränen und die Gesichter

verriethen Ueberraschung und Erstaunen bei diesem geheimnißvollen, unheimlichen Gemälde, welches heiter von jener egoistischen Sonne beleuchtet ward, die Alles gesehen hat und über Alles lächelt.

Der am wenigsten Erstaunte des kleinen Trupps war der Capitän Taylor. Er kannte den Krieg der Würger in allen seinen Geheimnissen und entsetzlichsten Einzelheiten, theils aus persönlicher Erfahrung, theils durch die Schilderung seiner Cameraden.

Die Meuchelmörder, welche der Göttin Deera huldigten, gehorchten zweien Gesetzen, die sie sich in den ersten Tagen ihrer ruhigen Insurrection gegeben. Sie vergossen kein Blut und ließen die Leichen verschwinden.

Schon hundertmal waren von Hyderabad bis nach Judpur und von Agra bis Delhi und an den Füßen des Himalaya die englischen Posten von den Würgern überfallen worden, aber alle mit der größten Sorgfalt angestellten Nachforschungen waren nicht im Stande gewesen, einen einzigen von den in der Nacht Erwürgten als Leiche ans Tageslicht zu bringen. Niemals hatte in den Umgebungen eines Mordplatzes frisch aufgewühlter Boden oder ein schlecht zugeworfenes Grab oder niedergetretenes Gras als Anzeichen gedient, um das Geheimniß dieses unerklärlichen Verschwindens zu enthüllen.

Man hatte die Tiefe der Seen, die dichtesten Dschungels, die Schluchten der Gebirge, die Höhlen der Tiger, die Eingeweide der Sümpfe, die hohlen hundertjährigen Bäume durchsucht und das Räthsel war immer noch nicht gelöst.

»Vielleicht verbrennt man sie,« hatte die »Bombay Review« gesagt.

Eine solche Voraussetzung aber war unzulässig. Vor Dschema wurden im Jahre 1838 zweihundert in ihrem unklugen Schlafe überfallene Engländer erwürgt und trotz alles Nachsuchens vermochte man nicht ihre Leichen zu entdecken.

Der Scheiterhaufen, der sie in einer einzigen Nacht verzehrt hätte, würde ebenfalls Spuren auf dem Boden zurückgelassen und in der ganzen Umgegend einen Geruch und einen Rauch verbreitet haben, den keine Vorsicht den Augen der Posten der Cantonnements und der fernsten Dörfer hätte entziehen können.

Von einem Verbrennen konnte daher keine Rede sein. Dem Capitän Taylor war es vorbehalten, diese so wichtige Entdeckung zu machen und er hat sie in allen ihren Einzelheiten in dem Buche mitgetheilt, welches er im Jahre 1841 unter dem Titel: »Bekenntnisse eines Thug oder Würgers« in London erscheinen ließ.

Auf diese Weise hatte der Krieg der Würger, welcher im Jahre 1812 unter dem Gouvernement des Lord Cornwallis und lange vor dem Sir William Bentinck's begann, das Geheimniß des Verschwindens seiner Opfer achtundzwanzig Jahre lang bewahrt.

Im 1842 ward ich dem Capitän Taylor durch Sir Georges Grey, welcher die Fregatte der »Belvedere« commandirte, in Marseilles vorgestellt und eine zweistündige Unterhaltung lehrte mich noch eine Menge anderer Geheimnisse dieses fabelhaften Krieges, dessen Resultat und Vollendung die letzte indische Empörung ist.

Kehren wir jetzt auf das Reisfeld von Luny zurück.

Während Capitän Taylor nachdachte und das Räthsel zu lösen suchte, spürte der flinke Kindly, von seiner schönen Gebieterin Mistreß Katharine ermächtigt, wie ein Jagdhund in der Umgebung des Schlachtfeldes umher und befragte Blatt um Blatt, Wurzel um Wurzel die Cactus, die Euphorbien und die wilden Tulpenbäume, welche in tausend Nuancen durch die Wüste umhergestreut sind und deren Farben das Modell zu einem Gewebe von Kaschmir zu bilden scheinen.

Bei diesem Suchen sah er endlich einen Cactusdorn, der eine seltsame Blüthe trug. Es war dies ein Fetzen von einer weißen Jacke mit der von einem blutigen Nagel geschriebenen Zahl 5.

Ein solcher Fund erfüllt in einer Wüste mit Schaudern. Es ist die Fußstapfe in dem Sande der unbewohnten Insel Robinson's.

Kindly gab keine Ueberraschung kund. Er ging langsam auf den kleinen Trupp zu, und erzählte seine Entdeckung dem Capitän, aber mit sehr leiser Stimme.

Taylor dachte einen Augenblick nach; da er aber vor allen Dingen die Zuverläßlichkeit seines Trupps erproben wollte, trat er drei Schritte aus der Reihe, und nachdem er den von Kindly eingeschlagenen Weg sorgfältig betrachtet, rief er:

»Meine Freunde, dort sind die Würger!«

Bei diesen Worten stellten sich die Sepoys, die Diener, die Palankinträger und drei Reisschläger fester auf ihre Füße, hefteten ihre Augen auf den von dem Capitän bezeichneten Punkt, und schickten sich an Feuer zu geben.

Parker sprang in die Höhe wie ein Hirsch, welcher das Gebrüll des Löwen hört, und lief so schnell als er konnte nach dem Pförtchen. Aber alle Ausgänge des Fort waren verschlossen, das Erklettern der Mauer unmöglich und die Garnison ausgerückt.

Er betrachtete die Mauern, den Fluß, den Wald und suchte überall ein Asyl.

In diesem Augenblicke machte der kleine Trupp eine Marschbewegung gegen Osten zu, und Parker, der keine andere Zuflucht mehr fand, als die Gefahr, nahm wieder seinen Platz als Statist und Commissär in dem Bataillone ein.

Nachdem der Capitän seinen Trupp bis an den erwähnten Cactus hatte vorrücken lassen, sagte er zu seiner Gattin:

»Unter den Sepoys gibt es nur einen einzigen, welcher schreiben kann. Dieser ist der Sergeant Hubert von Madras. Er ist überdies sehr gewandt und klug, und hat, in der Finsterniß gefangen fortgeführt, eine günstige Minute gefunden, um dieses so bündige und dennoch so klare Bulletin auf jeden Zufall hin zurückzulassen. Die Würger führen fünf Gefangene mit sich fort. Dies ist die Beute, welche sie dem Altare der Göttin Deera bestimmen. Unsere unglücklichen Cameraden werden beim Eintritte des Neumondes, das heißt in der morgenden Nacht, erwürgt werden. Was ist nun wohl unsere Pflicht, liebe Katharine? Dein Ausspruch soll für uns Befehl sein.«

»Man muß sie um jeden Preis retten!« antwortete die schöne junge Gattin des Capitäns. »Wir sind in diesem Lande des Todes alle Brüder und einander gleich.

Wir sind einander vor Gott und den Menschen Hilfe und Schutz schuldig.«

Ein allgemeines Hurrah begrüßte die Worte Katharinens.

Uebrigens waren Alle soglücklich, diese junge Frau in ihren Reihen zu sehen, oder den Saum ihres Gewandes, oder eine Locke ihres Haares zu streifen. Man wäre ihr unter tausend Gefahren gefolgt bis an die Quelle des Ganges oder bis an das Vorgebirg von Coromandel.

»Vorwärts!« rief der Capitän, den Säbel schwenkend, und nahm, während Kindly ihm vorausschritt, die Richtung nach Osten.

Die Mannschaft des Trupps traf unter sich ein Uebereinkommen, welchem zufolge ein Jeder nach der Reihe eine Viertelstunde lang die Ehre haben sollte, an Mistreß Katharinens Seite zu marschiren. Parker ward jedoch einmüthig von diesem süßen Frohndienste ausgeschlossen.

»Höre, Kindly,« sagte Taylor zu dem Indier, »diese Zahl fünf ist uns ein gutes Anzeichen — halte die Augen gut offen und wittere überall. Der Sergeant Hubert ist sehr klug, und wird dabei nicht stehen geblieben sein.«

»Das denke ich eben auch,« antwortete Kindly. »Wir wollen nur langsam vorrücken. Sehen Sie, Capitän, hier ist ein Euphorbium, welches von Fingern berührt worden. Auf diesem Blatte sieht man ganz deutlich den Abdruck des Daumens und des Zeigefingers.«

»Du hast Recht,« sagte der Capitän, »aber die Augen Aller werden bessere Dienste leisten als blos die deinigen und die meinigen. Unsere Cameraden besitzen alle den Instinct guter Spürhunde. Was wir thun, müssen auch

alle Anderen nach größerem Maßstabe thun, damit uns keine Spur und kein Anzeichen entgehe.«

Der Capitän ließ Halt machen und instruirte in wenig Worten Alle in Bezug auf das, was sie thun sollten. Dann ging er vom freundschaftlichen Ton in einen ironisch feierlichen über und sagte zu Mr. Parker gewendet:

»Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo Sie von Ihrem Talent als Aufsichtsbeamter und Inspector Gebrauch machen können. Jede Pflanze, die wir niedertreten, enthält vielleicht das Leben von fünf Menschen. Inspiciren Sie daher, Mr. Parker, inspiciren Sie.«

Dem Commissär war die Zunge vor Schrecken wie gelähmt. Er that als ob er die Worte des Capitäns ernst nähme und antwortete durch eine beinahe liebreiche Geberde.

Indem man so weiter marschirte, machte man noch andere wichtige Entdeckungen, welche den Capitän auf eine immer bessere Richtung brachten.

Man fand von ihren Stengeln losgerissene Blumen, Spuren von Fingernägeln auf dem weichen Boden, kleine Leinwandfetzen an den Dornen der Gebüsche und von Spur zu Spur kam man endlich an den Saum eines dunklen Waldes, welcher mit seinem Grün die unterirdische alte Pagode und den Berg Dschemah bedeckt.

Nun war kein Zweifel mehr übrig. Die letzte Spur, welche man auf der Erde gefunden, zeigte so zu sagen wie ein Finger auf den Ort, nach welchem die Würger sich mit ihren Opfern begeben hatten.

Ein neuer Zwischenfall dämpfte jedoch das Feuer der

Verfolgung. Ein Geheimniß stand im Begriff entdeckt zu werden.

Ein ziemlich breiter Bach kam aus dem Walde heraus und verlor sich weiterhin, indem er sich über die in südlicher Richtung liegenden Moräste verbreitete. Man machte Halt, um eine einfache Mahlzeit zu genießen. Die Früchte des Boabdad, die Nüsse des Cocosbaumes und das frische Wasser des Baches stillten den Hunger und den Durst der Karavane.

Der Capitän, welcher mit einer jener Constitutionen begabt war, die alle Bedürfnisse im Zaume zu halten wissen, versäumte keine Zeit an dieser Table d'hôte der Natur, sondern untersuchte sorgfältig das Terrain und erstaunte, indem er eine Pflanze pflückte, über den geringen Widerstand, den sie leistete. Der Stengel gab nach, als ob gar keine Wurzel ihn im Boden festhielte.

Er erneuerte das Experiment an den am Rande des Baches stehenden Pflanzen und alle ließen sich mit derselben Leichtigkeit ausheben — etwas ganz Unerhörtes bei der indischen Vegetation, die von dem ehernen Boden in der Regel mit ungewöhnlicher Kraft festgehalten wird.

Er untersuchte den Boden mit der Spitze seines Säbels und das Erdreich schien in einer Länge von zwanzig und in einer Breite von fünf Fuß ganz frisch zu sein. In der Umgebung dieses Platzes standen Pflanzen derselben Gattung fest gewurzelt und der Boden ließ sie durchaus nicht bei der mindesten Anstrengung mit der Hand fahren.

»Nun durchschaue ich das Räthsel,« dachte Capitän Taylor. »Dieses Terrain ist ein improvisirter Kirchhof — hier liegen meine armen Soldaten begraben.«

Nachdem er allen Uebrigen seine Entdeckung mitgetheilt, begann er mit der breiten Klinge eines Malaiensäbels den Boden aufzugraben, und forderte die Soldaten auf, es eben so zu machen wie er.

Man durchwühlte den Boden in der von dem Capitän bestimmteu Länge und Breite und fand weiter nichts als feuchte Erde und noch frische Wasserpflanzen. Dies war ein Lichtstrahl.

»Man hat dem Bett des Baches eine andere Richtung gegeben!« rief Taylor »Lenken wir unsererseits die Strömung ebenfalls anders.«

Man grub sofort dem Bache ein neues Bett, legte ihn auf der ganzen Länge des künstlichen Terrains trocken und nachdem diese Arbeit beendet war, fand man ein langes breites, mit drei Schichten Kiesel bedecktes Grab und ein Schrei des Entsetzens entrang sich Allen, die diesem Schauspiele beiwohnten. Vierzig Leichen lagen hier ausgestreckt, alle noch kenntlich, alle von Freunden genannt.

Auf diese Weise ward das höllische Geheimniß der Leichenvergrabungen nach dem Ritus der indischen Würger entdeckt.

Diese furchtbare Hekatombe verlangte mehr als eine Begräbnißceremonie — sie forderte Rache.

»Meine Freunde,« sagte der Capitän Taylor mit bewegter Stimme, »im hellen Sonnenscheine sind diese Ungeheuer nicht zu fürchten. Gestern haben sie uns überrumpelt, heute werden wir sie überrumpeln. Eure langen Bajonette scheuen nicht die Schlingen und wir werden diesmal auf einem freien kahlen Terrain marschiren.«

Man begrub die Leichen unter Erdschollen; man erwies ihnen die letzte Ehre und dann folgte man dem Ca-

pitän Taylor, der seine Schritte auf einem weiten Umwege nach der Pagode von Dschemah lenkte.

Drittes Capitel.

Die unterirdische Pagode von Dschemah ward in den frühesten Zeiten des indischen Alterthums erbaut. Sie war den zehn Menschwerdungen Wischnu's unter der Regierung Aurengzeb's gewidmet, der sie restaurirte und mit neuen Zierathen an Bildhauerarbeit und Basreliefs versah.

Das Tageslicht dringt niemals in diese Gruft, welche die Bäume mit ihrem Schatten und der Berg mit seinem Gewölbe bedecken.

Ein unerschrockener portugiesischer Reisender hat diesen Tempel beschrieben und sich das Vergnügen gemacht, die Wunder desselben zu betrachten. Zu diesem Zweck zündete er eine Menge Harzfackeln an, so wie man eine schwarz ausgeschlagene Capelle bei einer Begräbnißfeier mit Kerzen erleuchtet.

Hier sieht man auf den kahlen Felsen und massiven Piedestalen alle Träume der indischen Theogonie, alle durch den tropischen Sonnenstich erzeugten Phantome. Es ist dies ein schauererregendes Museum, wo die Künstler der Vorzeit den Granit gemeißelt und ihm alle gräßlichen Formen gegeben haben, welche weder die Menschen noch die Götter, noch die Thiere, noch sonst irgendwelche von den Dingen darbieten, welche unsere Augen in dem Gebiet der Schöpfung erblickt haben.

Jedes Steinbild versucht blos irgend etwas zu gleichen und bleibt in Folge der Ohnmacht oder der Laune des Bildhauers auf der Hälfte des Werkes stehen.

Es ist ein unheimliches Schauspiel, welches durch die Fackeln matt erleuchtet, eine Sammlung von ungeheuren Larven, Gespenstern und Chimären zeigt, die alle die Anmaßung haben, die Helden der Ramayana, der Iliade der Indier, vorzustellen.

Ungeheure Trümmer, deren Formen an keine bekannte Civilisation erinnern, bedecken den Boden in ziemlich weitem Umfange vor dem Thore des unterirdischen Raumes.

Man sollte meinen, eine vulkanische Zuckung des Bodens habe einen Druidentempel umgeworfen, um einen Brahmabrunnen auszufüllen.

Steinplatten, Pilaster, Mauertrümmer mengen sich hier mit dem unentwirrbaren Netze einer tropischen Vegetation und die durch die Arbeit von Jahrhunderten engverbundenen Steine, Bäume und Lianen bilden überall schwarze Höhlen — die Herbergen der Tiger und der Würger.

Schon lange sagte man in Judpur, in Agar und selbst in Delhi, daß die Ruinen von Dschemah, weil sie die Wiege des Würgerbundes seien, von den Hindus stets verehrt werden müßten, und daß die Priester der Göttin Deera ohne Zweifel in dieser furchtbaren Einöde, in welche niemals ein Europäer zu dringen wagte, ihre Opfer fortsetzten.

Hundertmal hatte der Capitän Taylor beschlossen, diesen Schlupfwinkel zu untersuchen, aber er erwartete immer noch zur Ausführung dieses Unternehmens Verstär-

kungen, welche man ihm versprochen, die aber bis jetzt noch nicht eingetroffen waren.

Es bedurfte eines jener gebieterischen Umstände, welche der Stimme der Klugheit und der strategischen Berechnung Schweigen gebieten, um den jungen Offizier zu einem so gefährlichen Unternehmen zu bestimmen, dessen Gelingen den Namen eines Wunders erhalten sollte.

Am Abend vorher noch schienen tausend Mann gute Truppen dazu unumgänglich nothwendig zu sein, am nächstfolgenden Tage dagegen schienen sechzig dazu hinzureichen, und von diesen waren noch die Diener, die Verwundeten, die Palankinträger, die Reisklopfer, eine junge Frau und ein Feigling in Abzug zu bringen. Im Nothfalle hätte aber Taylor ganz allein versucht, die zum Tode verurtheilten fünf Gefangenen zu befreien.

Dieser junge Mann wich niemals vor irgend einer Unmöglichkeit zurück, nachdem er einmal mit leiser Stimme die unerbittlichen Worte: »Meine Pflicht verlangt es!« ausgesprochen hatte.

Seiner Angriffsstrategie zufolge schlug der Capitän durch den Wald hindurch einen Weg ein, auf welchem der Mensch noch niemals eine Spur hinterlassen hatte.

Es war das Dschungel in seiner akademischen Jungfräulichkeit. Vier kräftige, an dergleichen Verrichtungen gewöhnte Sepoys durchlöcherten das massive Grün und zogen eine Furche, wie man einen Tunnel bohrt; der kleine Trupp zwängte sich durch diese Oeffnung hindurch und kämpfte mit den rebellischen Zweigen und Ranken, welche nach der Arbeit der Pioniere immer wieder ihre früheren Plätze annehmen wollten.

Zuweilen blieb man in einer Lichtung vor einer Quelle frischen Wassers unter von Affen bewohnten Brodbäumen stehen. Die Rast war aber niemals eine lange, man mußte fünf Märtyrern zu Hilfe eilen.

Nur Kindly kannte annähernd die Stelle des Waldes, wo die Ruinen der Pagode von Dschemah sich befanden, und wenn man dem gewöhnlichen Weg gefolgt wäre, so würde er kaum um dreißig Schritte fehlgegangen sein. Der von dem Capitän Taylor anbefohlene Umweg aber machte Kindly in seinen Berechnungen irre. Wenn er befragt ward, zögerte er und suchte in diesem dunklen Labyrinthe fortwährend einen Erkennungspunkt, der ihn auf den rechten Weg führen könnte.

Es dauerte nicht lange, so gewann der weiche schwammige Boden eine andere Beschaffenheit. Das hohe Gras verschwand und die Füße betraten einen granitartigen, mit Moos bedeckten Boden, welcher merklich stieg und die ersten Schichten eines Gebirges verrieth. Kindly sah den Capitän mit zufriedenem Lächeln an, deutete mit der Hand rechts und sagte:

»Hier ist es.«

Nun verdoppelten sich die Vorsichtsmaßregeln und Taylor ging mit dem Beispiel der Klugheit voran, indem er sogar vermied, auf die am Boden liegenden dürren Reiser zu treten, um nicht durch das Knistern derselben sich zu verrathen.

»Die Ruinen und das Thor der Pagode befinden sich am Fuße des Berges,« flüsterte Kindly dem Capitän ins Ohr. »Wir brauchen daher nicht höher hinaufzusteigen. Ich sehe hier die Manschenillenbäume, welche sich auf der

ganzen Linie hinziehen. Diese Baumgattung ist in der Umgebung der Ruinen von Dschemah die zahlreichste.

Die Strahlen der Sonne drangen in horizontaler Richtung bis in die Lichtungen des Waldes und verkündeten auf diese Weise den nahebevorstehenden Einbruch der Finsterniß nach kurzer Dämmerung.

Taylor benutzte die letzten Augenblicke des Tageslichtes, um einen vortheilhaften Posten zu wählen, der ihm im Nothfalle als Verschanzung dienen konnte.

Ein solcher Platz war bald gefunden, denn der Berg war selbst an seinem Fuße mit ungeheuren Felsblöcken bedeckt, die vor undenklichen Zeiten von dem Gipfel herabgestürzt waren, und an alle Winkel und Ecken dieser Felsblöcke drängten sich Bäume an wie Schanzkörbe an die Courtine einer Redoute.

Beim Schimmer der Dämmerung wollte der Capitän diese Position durch seine Leute recognosciren lassen und es ward demnach an dieser Stelle die letzte Rast commandirt.

Die Sepoys, diese Ingenieurs der Natur, vollendeten binnen wenigen Augenblicken die Arbeit des Berges. Man füllte die Breschen aus, man stellte eine Brustwehr her und brachte Schießscharten in derselben an.

Alle erriethen den Gedanken des Capitäns. Er suchte ein sicheres Asyl und man improvisirte ihm eine Bastion. Verdächtige und freundschaftliche Hände verbündeten sich, um gleichzeitig ein besonderes, ebenfalls befestigtes Gemach für die junge Frau herzurichten, welche der abenteuerlichen, gefahrvollen Expedition auf so muthige Weise folgte. Selbst Mr. Parker, der sich, als er sah, daß die Gefahr nicht

kam, ein wenig von seinem Schrecken erholt hatte, nahm wenigstens anscheinend gutwillig an der gemeinsamen Arbeit Theil.

Er folgte hierin dem Beispiel Murphy's, welcher die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln traf, um Mistreß Katharine Taylor gegen die Feuchtigkeit der Nacht und die Gefahren zu sichern, welche die Finsterniß in diesen Einöden stets hervorruft.

Anstrengung, Gemüthsbewegung und Schlaflosigkeit hatten die Kräfte der jungen Frau gebrochen.

»Zwei Stunden Ruhe,« sagte ihr Gatte zu ihr, »werden Dir deine Kräfte wiedergeben, meine arme Katharine. Du bist hier in diesem befestigten Raume und in der Mitte dieser wackeren Leute vollkommen sicher. Ich für meine Person habe wichtige Pflichten zu erfüllen, vergessen wir einander noch einige Augenblicke — die süßen Stunden werden für uns wieder schlagen.«

»Ich werde sie in Geduld zu erwarten wissen,« sagte Katharine, indem sie ihrem Gatten die Hand drückte.

Der Capitän zeigte keine Schwäche. Es war die erste Minute, welche er seit dem Abmarsche ausschließlich seiner Gattin widmete. Die Soldaten bemerkten dies wohl und ihre Selbstverläugnung ward noch energischer. Wären die Umstände weniger kritisch gewesen, so hätten sie sicherlich einen lauten Beifallsruf erhoben.

Katharine war auf einer dichten Schichte trockener Blätter und sammetnen Grases eingeschlafen oder wenigstens glich ihre unbewegliche Ruhe dem Schlafe.

Der Capitän kehrte noch einmal zurück, um einen letz-

ten Blick auf sie zu werfen, und begann dann Schritt um Schritt die Besichtigung des kleinen Bollwerkes.

Ein einziger Umstand entging unglücklicherweise dem Blick des Capitäns. Es war dies ein schmaler Ausgang, den Murphy und Parker neben dem für Katharinen bestimmten Gemach angebracht hatten.

So fand sich in diesen brennenden Stunden, wo die Gefahren sich an die Wurzeln aller Bäume, an die Schluchten aller Gebüsche, an die Ecken aller Fußsteige knüpften, wo jeder Augenblick eine Legion Ungeheuer, eine Armee von Würgern aus der Erde herauftauchen lassen konnte, ein Mann, der weiter nichts sah als ein Weib und ein Verbrechen, und der nur die innere Stimme einer unerbittlichen Leidenschaft hörte.

Es war dies der Lieutenant Murphy — ein Creole von Mischlingsrace, ein bengalischer Sachse, halb Fuchs, halb Tiger, der mit unerbittlicher Zähigkeit auf sein Ziel zuging, im Sonnenscheine schlief, beim Sternenschimmer erwachte und die günstige Gelegenheit mit einer langsamen Vorsicht erwartete, welche mit dem Wahnsinn der Leidenschaft unvereinbar zu sein schien. Murphy hatte in Parker einen seltsamen Mitschuldigen gefunden. Den ganzen Gewinn und die ganze Gefahr seines Verbrechens auf sich nehmend, überließ er dem Commissär die Freude der Rache.

Auf diese Weise sah Parker in dieser geheimnißvollen Verbindung so viel Triumphe für seine Eigenliebe, daß er die seiner Liebe geschlagenen schmerzlichen Wunden vergaß.

Wie oft haben die Sterne Indiens jene von der Geschichte vergessenen oder vernachlässigten Dramen beleuchtet

— dieser Geschichte, welche die wilden Kriege dieses Landes erzählt, ohne sich zu häuslichen Einzelheiten herabzulassen. Die nächtlichen Expeditionen unter dem Gewölbe der indischen Wälder haben auf ihrem Wege Liebesgeheimnisse begraben, die ergreifender sind als ihre Kämpfe im hellen Sonnenschein.

Versuchen wir einmal die Chronik mit der Geschichte zu verschmelzen. Der Capitän Taylor, dessen Feldzugsplan seit dem Morgen feststand, empfahl dem Lieutenant Murphy die größte Wachsamkeit, überließ ihm das Commando des kleinen Trupps und rief, ehe er sich entfernte, um eine Recognoscirung in der Nähe der Ruinen vorzunehmen, seinen Führer Kindly.

Beide kletterten vorsichtig wie Schlangen die Rampe des Berges hinab. Sie gingen nicht, sondern krochen und folgten hierauf der Tactik ihrer Lehrmeister in der Schlauheit und List, der indischen Würger.

Etwa noch hundertundfünfzig Schritte von den Ruinen entfernt zogen sie ihre Kleider aus, um eine sehr seltsame Toilette zu machen.

Der Capitän hatte Alles mitgebracht, was nöthig war — den Kittel von gestreiftem Zwillich, das Bärenfett von Labiata, das braune Oel von Pegun und eine Phiole Soya.

Nachdem sie diese Stoffe gemischt, gaben sie ihrem Gesicht, ihrem Hals, ihren Beinen die Färbung der indischen Haut.

Nachdem dies geschehen, umwanden sie sich den Kopf mit einem Platanenblatt, versahen den Gürtel mit unsichtbaren Waffen und näherten sich langsam und von Baum

zu Baum bis auf den freien Platz vor der Pagode von Dschemah.

Der Wald von Ebenholzbäumen, welcher die ersten Terrassen des Berges bedeckt, machte die Finsterniß dieser Nacht noch schwärzer. In die schmalen und seltenen Lichtungen der Bäume warfen jedoch die Sterne einen matten Schimmer hinein und von dieser unsichern und wechselnden Dämmerung begünstigt, konnte man gräßliche Phantome unterscheiden, welche auf Trümmerblöcken umhersaßen oder unbeweglich an den Wänden der Pagode standen.

Dieses schauerliche Gemälde erinnerte an nichts Bekanntes in den Dingen des Lebens und übertraf das Düsterste und Entsetzlichste, was die menschliche Phantasie jemals zu träumen vermochte. Todtenstille herrschte um die Zugänge zu dem unterirdischen Gewölbe. In der Ferne aber hörte man das unheimliche Concert indischer Nächte und das Röcheln der reißenden Ungeheuer, welche eine Beute suchten.

Der Capitän Taylor warf verstohlen einen Blick nach dem Punkte der Wüste, wo eine arme Frau ruhte, und ein zweiter gen Himmel gerichteter Blick schien sie einem unsichtbaren Beschützer zu empfehlen.

»Die Pflicht gebietet es!« sagte er hierauf und mit langsamem Schritt, der durch die nackten Füße auf dem weißen Grasteppich nicht verrathen ward, näherte er sich der Pagode, indem er immer die Fußsteige wählte, welche durch keinen Strahl einer Lichtung begünstigt wurden.

Indem er sich einen Augenblick lang mit Kindly etwa noch zehn Schritte von dem Thor entfernt hinter ein undurchdringliches Dickicht von Ruinen und Gesträuch ver-

steckte, gab er sich vollkommen Rechenschaft von der Situation. Zehn oder zwölf kommende und gehende Thugs schienen einen zögernden Trupp zu erwarten gleich eifrigen Neulingen, welche an einem feierlichen Tage zuerst im Tempel angelangt sind.

Taylor berührte Kindly mit dem Ellbogen und sie schlichen beide bis an das Thor, mit jener vorsichtigen, unhörbaren Bewegung, welche die wilden Thiere den Menschen in der Schule der Wüste lehren.

Die unermeßliche Gruft war düster wie ein unterirdisches Gewölbe von schwarzem Granit; im Hintergrunde jedoch sah man vier nebelige Feuergarben vor einem unförmlichen Altar leuchten, auf welchem eine Bildsäule der Göttin Deera stand.

Unsere beiden unerschrockenen Forscher schlichen sich mit verhaltenem Athem an den Wänden der linken Seite hin und als sie bis auf die Höhe des Heiligthums gelangt waren, erblickten sie die fünf Schlachtopfer, die ausgestreckt und geknebelt vor dem Altar lagen und von zwei schlafenden Henkern bewacht wurden.

Diese Sicherheit der Würger war allerdings sehr natürlich. Niemand verstand besser als sie die Kunst, einem Gefangenen Arme und Beine zu binden und durch eine Menge gordischer Knoten die Unmöglichkeit der Flucht zu sichern.

Kindly kroch mit der geschmeidigen Behendigkeit einer Schlange auf dem Staube hin und erdolchte schnell hinter einander die beiden Henker. Ohne zu erwachen, gingen sie vom Leben zum Tode über.

Derselbe Dolch durchschnitt rasch die Bande der Gefangenen.

Diese Unglücklichen hatten Kindly sofort erkannt und ein Ruf der Freude und Ueberraschung schwebte auf ihren Lippen.

Nachdem dies geschehen, zeigte Kindly mit dem Finger auf eine große dunkle Oeffnung, welche die Architecten in beinahe allen unterirdischen Pagoden hinter dem Altar angebracht haben, um dem Rauche der Fackeln und des Opferfeuers einen Ausgang zu bahnen. Es ist dies eine Art in den Berg gehauener Schornstein.

Von den hervorspringenden Unebenheiten des Felsens begünstigt, erklettert man mit leichter Mühe diesen senkrechten Gang und gelangt aus der Tiefe des Souterrains in die zweite Etage des Dschemahberges.

Nachdem die Gefangenen befreit waren, stiegen Kindly und der Capitän diesen Weg hinauf, und versteckten sich, nachdem sie auf den Gipfel gelangt waren, in dem Gebüsche, denn der Schein der Sterne, welcher auf diesem von Bäumen entblößten Punkte sehr hell war, hätte sie verrathen können.

Taylor, dem die Eingebung des Augenblicks immer sehr gute Dienste leistete, schlug sich auf die Stirn und sagte mit leiser Stimme:

»Unsere armen Todten von gestern werden gerächt werden. Ich habe sie, meine Würger!«

Kindly und Taylor übergaben den fünf befreiten Gefangenen das tragbare Arsenal ihrer beiden Gürtel und dann ward jedem ein Befehl ertheilt, ein Befehl, den sie

bewundernswürdig gut verstanden und dessen Ausführung ihnen zur Freude gereichte.

»Bleibe bei ihnen,« sagte der Capitän Taylor, »bleibe bei ihnen, Kindly; ich werde den Weg schon allein zu finden wissen.«

Da er sich alle Zufälligkeiten des Terrains des Waldes und des Berges genau gemerkt hatte, so erreichte er die Verschanzung sehr bald wieder. Sein Herz pochte vor Freude bei dem Gedanken, daß er eines jener Auskunftsmittel des Krieges ersonnen, welche der Laufbahn eines jungen Offiziers zur Ehre gereichen und das Glück seiner Zukunft sichern.

Er fand seine Kleider wieder auf dem Platze, wo der Wechsel der Toilette vor sich gegangen war, und säuberte sich mit dem Wasser einer Quelle Gesicht, Arm und Hände.

Diese Vorsicht war eine sehr nothwendige. Ein vorgeschobener Posten hätte einen unheilvollen Irrthum begehen können, wenn er nicht weiße Beinkleider auf dem dunklen Hintergrunde des Waldes wahrgenommen hätte.

Die Rückkehr des Capitäns Taylor ward mit einer Freude begrüßt, welcher die Klugheit jedoch sofort wieder Schweigen gebot. Der Trupp stand unter den Waffen und auf dem Qui vive, bereit zum Angriffe oder zur Vertheidigung, je nachdem der Befehl lauten würde.

Der Lieutenant Murphy gab seine Freude dadurch kund, daß er dem Capitän energisch die Hände schüttelte, was bei den Engländern für den beredtesten Ausdruck stummer Herzlichkeit gilt.

Parker war in seiner Freude gemessener. Er übertrieb nie etwas.

»Es geht Alles gut,« sagte der Capitän Jedem in's Ohr. »Unsere fünf Gefangenen sind befreit. Sie sind mit Kindly auf ihrem Posten. Es ist aber nun kein Augenblick mehr zu verlieren — wir werden sogleich aufbrechen.«

Und mit raschem Schritte durcheilte er die Verschanzung ihrer ganzen Länge nach, um Katharinen in ihrem Gemache von Steinen und Zweigen aufzuwecken.

Die Finsterniß war so dicht, daß er sich genöthigt sah, sich mit seinen Händen von der Wirklichkeit einer furchtbaren Entdeckung zu überzeugen — Katharinens Gemach war leer. Das Laub, das Moos, der Pfühl von Gras zeigte noch die Vertiefungen, welche der Körper der schlafenden Katharine darin gemacht; Fetzen von seidenem Stoffe, die einen Kampf verriethen, hingen noch an den Felsenkanten und an den Dornen der Aeste. Eine im Hintergrunde des Gemaches bewirkte Aushöhlung ließ die Steine, welche es zum Theile bildeten, nach dem Walde hinabrollen, und dies verrieth augenscheinlich den Ueberfall eines wilden Thieres und eine jener Katastrophen, welche weder durch die Thränen noch durch den Schmerz und die Verzweiflung eines ganzen Lebens verwischt werden.

Einer ersten Bewegung folgend, ließ Taylor sich auf der äußern Böschung des Gemachs bis an den Fuß dieser natürlichen Bastion hinabgleiten. Hier begann das finstere Dschungel, das Gebiet der reißenden Thiere, und das Haar sträubte sich ihm vor Entsetzen, denn seine Hände stießen hier und da auf noch mehr seidene Fetzen, welche an den hervorstehenden Dornen der Gesträuche hingen.

Von der Verzweiflung hingerissen, folgte er der durch

diese Spuren vorgezeichneten Linie, aber diese unterbrach sich plötzlich am Eingang eines Dickichts, welches eine Art Vorhof zu einem undurchdringlichen Walde bildete, der so alt war als die Erde, die ihn trug.

Ein solches Unglück hätte die Wucht eines Donnerschlages haben, und das Verhängniß, welches es herbeigeführt, den Mann, den es trifft, auf der Stelle tödten sollen. »Meine Pflicht gebietet,« dachte aber der junge Offizier und er erinnerte sich an die sechs auf dem Wege der Pagode befindlichen Männer, an seinen in dieser Einsamkeit befindlichen kleinen Trupp, der keinen andern Führer hatte als ihn, und endlich an die souveraine Stimme des Landes, welche die höchsten Tugenden in dem schwersten Unglück befiehlt.

Es war ihm nicht einmal gestattet, den Namen Katharinens in die Einsamkeit dieser Wüste hinauszurufen.

Ein einziger Ruf wäre eine verhängnißvolle Unklugheit gewesen, und übrigens befahl diese Katastrophe, die sich sofort als eine unerbittliche und nicht zu ändernde ankündete, dem Mann, über den sie hereingebrochen war, von zwei Dingen eins zu thun — entweder sich dem Selbstmord, der Verzweiflung oder der heldenmüthigen Resignation des Soldaten in die Arme zu werfen.

Taylor betrachtete seinen Degen und seinen Dolch.

Es war der Dolch, welcher wieder in die Scheide zurückfuhr.

Er stieg wieder die Böschung hinauf und fand an der Verschanzung seinen kleinen Trupp in einem Zustand von unaussprechlicher Unruhe und Verwirrung.

Der Schmerz des Anführers erfüllte die Seele Aller.

Jeder klagte sich an, daß er den Schlaf der jungen Frau nicht sorgfältig genug bewacht habe. Der Lieutenant Murphy setzte die Spitze seines Säbels dreimal auf die Brust, wie ein Mensch, der bereit ist, sich für einen Mangel an Wachsamkeit zu züchtigen, aber dreimal respectirte die Spitze seinen Leib.

Parker, der wie vernichtet war, glich einem Vater, welcher seine Tochter beweint, und da die Thränen in der Finsterniß unsichtbar waren, so drückte er seinen Schmerz durch Schluchzen aus, welches man deutlich hörte. »Die Pflicht gebietet!« sagte der Capitän mit dumpfer Stimme.

Und indem er sich an die Spitze seines Trupps stellte, schlug er wieder den bekannten schmalen Weg ein, welcher nach den Ruinen führt.

Der entscheidende Augenblick war nahe — der Augenblick, in welchem der Neumond eintritt und wo das Opfer gebracht werden muß.

Als der Capitän von seinem früheren Standpunkte aus wieder den Platz vor der Pagode überschaute, sah er daher auch eine weit größere Anzahl von Indiern. Es kamen deren jeden Augenblick von allen Seiten her an und ihre geheimnißvolle Haltung verrieth, daß sie sich durch innere Sammlung auf das Fest dieser Nacht vorbereiteten.

Man hörte ein Geräusch, welches große Aehnlichkeit mit dem Dröhnen eines mit einem kupfernen Stäbchen geschlagenen chinesischen Gong hatte, und die Schaar der Würger, die nun wahrscheinlich vollzählig war, begab sich in gemessenem Zuge in das unterirdische Gemach. Taylor schwenkte seinen Säbel in der Luft und rief dadurch seinen Trupp rasch auf den Vorplatz der Pagode.

Dieser unvermuthete Marsch ließ der Prozession nicht Zeit genug, um bis in den Hintergrund des Heiligthums zu gelangen.

Die Engländer überschritten die Schwelle des Thores, stellten sich zwischen die ersten Pfeiler des Schiffes und eröffneten ein gut unterhaltenes Pelotonfeuer, welches unter diesem wiederhallenden Gewölbe einer Salve von Donnerschlägen glich.

Dieses furchtbare Krachen übertäubte das Schreckensgeheul, welches die Würger ausstießen.

Ein dichter Rauch verbreitete sich in dem Schiff und steigerte das Entsetzliche der Dunkelheit, während die Musketen fortfuhren in der Richtung des Altares zu feuern.

Was Taylor vorausgesehen hatte, geschah. Die Indier, welche sich von einer ganzen Armee angegriffen glaubten, dachten nur an eine einzige Zuflucht, und die, welche noch nicht von den Kugeln getroffen worden, stürzten sich in Masse nach dem senkrechten Corridor, um auf diesem Allen bekannten geheimen Ausgange das freie Feld zu gewinnen.

Die Engländer setzten ihr Feuer fort und ließen die Indier einen nach dem andern den Felsenschornstein erklettern. Ihre Gefangenen und Kindly erwarteten sie oben mit dem Dolche in der Faust und hinter dem dunklen Gebüsche, dicht neben der Mündung des Schornsteins versteckt. Sobald als ein Indier aus dem schwarzen Schlot heraussteigend den Fuß auf den Felsen setzte, stürzte er todt in das Gebüsch nieder und sein erdolchter Leichnam rollte in einen Abgrund.

Nicht ein einziger entging der von dem jungen Offizier so gut ausgesonnenen Rache. Nicht ein einziger blieb am

Leben, um den benachbarten Stämmen und Glaubensgenossen die Kunde von einem Blutbad zu überbringen, dessen Andenken die mörderische Secte lange bewahrt hat.

Dieser so vollständige Sieg versetzte aber den Capitän Taylor in keine freudige Gemüthsbewegung. Lieber wäre es ihm gewesen auf das zu stoßen, worauf man bei dergleichen Gelegenheiten fast immer stößt — auf einen verzweifelten Widerstand, einen jener heftigen Kämpfe, in welchen der Verzweifelte sich den Selbstmord erspart und einen glorreichen Soldatentod findet.

Noch aber blieb ein schwacher Hoffnungsschimmer übrig. Nachdem die Pflicht erfüllt war, dankte Taylor seinen Leuten für ihre gute Haltung und sagte:

»Jetzt, meine Freunde, hoffe ich, daß Ihr mich auch bei den Nachforschungen, die ich nun um die Verschanzung herum anstellen will, mit eurem Eifer unterstützen werdet.«

Das Klirren der Musketen beantwortete diese Anrede. In demselben Augenblicke hörte man einen Schuß, der aus den Reihen abgefeuert ward.

»Das ist ein Schuß, der sich verspätet hat,« sagte Taylor kaltblütig.

Dann wendete er sich zu dem Lieutenant Murphy und sagte in freundschaftlichem Tone zu ihm:

»Stellen Sie sich an die Spitze des Detachements. Ich werde die Nachhut commandiren. Es ist dies jetzt der gefährlichste Posten.«

Es war kein verspäteter Schuß. Die Kugel war dem Capitän dicht am Ohr vorbeigepfiffen, eine mit Absicht abgefeuerte Kugel, deren Ziel aber ein sonst untrügliches Auge verfehlt hatte.

*

Die Geschicklichkeit entlarvte den Mörder und der Mörder entlarvte den Gedanken.

Es war ein Lichtblitz. Taylor errieth Alles.

Die Tiger waren unschuldig. Das entsetzlichste aller Verbrechen war durch ein menschliches Wesen auf dem Gebiet der wilden Thiere begangen worden.

Mittlerweile marschirte der Trupp schweigend weiter und Niemand ahnte die Entwicklung, welche der Capitän seiner Expedition bereitete.

Taylor sagte zu Kindly, welcher im letzten Gliede marschirte:

»Parker hat sich in der Mitte postirt. Geh und sage ihm leise, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche und daß ich ihn hier erwarte.«

Parker verbarg in der Finsterniß die Blässe seines Gesichts, als er den Befehl des Boten vernahm. Aber indem er antwortete und weiter marschirte, konnte er den geübten Ohren und Augen des Malaien weder die Unruhe seines Wortes noch das fieberhafte Beben seiner Glieder verbergen.

»Er hat noch immer Furcht, selbst während keine Gefahr mehr ist, und was für Furcht!« dachte Kindly. »Das kommt mir verdächtig vor.«

Und nachdem er sich zu dem Capitän zurückbegeben, theilte er ihm seine Beobachtung mit.

»Das wundert mich nicht,« sagte Taylor; »laß mich mit ihm allein.«

Und er ergriff Parker freundschaftlich beim Arme und setzte hinzu:

»Wir wollen einen Augenblick mit einander plaudern,

wenn es Euch gefällig ist, Herr Commissär. Beruhigt Euch indessen und zittert nicht so.«

Parker war kaum noch im Stande, sich auf den Füßen zu halten und würde ohne die Stütze des starken Armes des Capitäns auf den Rasen niedergesunken sein.

»Mr. Parker,« fuhr Taylor fort, indem er sich ein wenig von dem letzten Glied seiner Mannschaft entfernte, »Sie würden einen sehr schlechten Verbrecher abgeben und vor einem Untersuchungsrichter eine für Sie sehr gefährliche Rolle spielen. Bleiben Sie daher immer tugendhaft, wenn ich Ihnen rathen soll.«

»Capitän,« sagte Parker, indem er eine unmögliche Festigkeit zu heucheln versuchte, »ich habe nicht die Ehre Soldat zu sein und für einen einfachen Civilisten mache ich in dieser Nacht einen sehr beschwerlichen Feldzug mit.«

Taylor ließ in der Dunkelheit die starke Klinge eines malaiischen Dolches funkeln, drückte Parker am Arme und sagte in dumpfem Tone zu ihm:

»Es soll Ihnen Alles verziehen und vergessen sein, wenn Sie ein offenes Bekenntniß ablegen, denn Sie sind sein Freund, sein Vertrauter, sein Mitschuldiger und Sie wissen Alles. Wenn Sie dagegen das Verbrechen nicht offenbaren, so schwebt Ihr Tod auf der Spitze dieses Dolches.«

Die Spitze der Waffe bedrohte Parker's Brust.

»Ich will Alles gestehen,« sagte er, indem er den Dolch auf die Seite drängte.

»Und in zwei Worten,« hob Taylor wieder an, »die Zeit ist kostbar.«

Diesmal war es der Capitän, welcher seines ganzen

Muthes bedurfte, um bei der entsetzlichen Mittheilung nicht in Ohnmacht zu fallen wie ein Schwächling.

»Die Sache ist folgende,« sagte Parker in dem Tone eines Kranken, welcher in einem Fieberanfall einen Traum erzählt. »Er sagte zu den Soldaten, sie sollten die Linie der Verschanzung bewachen. Dann gab er mir einen Wink — ich folgte ihm — Alles war stockfinster. Welch' eine Nacht! Mistreß — schlief. Er knebelte sie mit einem Taschentuch und band ihr Hände und Füße. Dann hob er sie auf, wie ein Mann ein Kind aufhebt — weiter sah ich nichts. — Eine halbe Stunde später fragten die Soldaten nach dem Lieutenant Murphy. »Hier bin ich,« sagte er, »ich habe fünf Minuten geschlafen. Nun bin ich wieder frisch und munter.«

»Weiter wissen Sie nichts, Parker?« sagte Taylor, indem er seine Thränen unterdrückte.

»Nichts, Capitän, ich habe Alles offenbart.«

»Gestehe auch, daß Du ihm geholfen hast — gestehe, Elender, oder —«

»Ja, Capitän,« hob Parker, als er sich von dem Dolche abermals bedroht sah, rasch wieder an.

»Und Du weißt nicht, wohin dieser Bandit sein Opfer geschleppt hat?«

»Ich bin ihm nicht gefolgt, Capitän; er verlor sich im Walde und verbot mir, ihm zu folgen.«

»Wenn Du die ganze Wahrheit sagst,« hob der Capitän wieder an, »so ist dein Leben gerettet. Lügst Du aber in einem einzigen Punkte, so bist Du ein Kind des Todes.«

»Capitän, ich schwöre Ihnen, daß ich die ganze Wahrheit gesagt habe.«

Ein Murmeln unterdrückter Wuth entrang sich den krampfhaft zuckenden Lippen des Capitäns.

Man war soeben an der mit Moos bewachsenen Felsenböschung angelangt, welche nach der Verschanzung führte.

Als Taylor diesen düstern Schauplatz des Verbrechens wieder sah, empfand er jene tödtliche Ohnmacht, welche Leib und Seele niederbeugt.

Ein plötzlicher Gedanke gab dem jungen Offizier seine ganze Kraft wieder.

Das Gefühl einer gerechten Rache befahl ihm, sich wieder zu seiner Energie aufzurichten und zu leben, um zu strafen.

»Das Verbrechen käme zu leicht davon,« dachte er, »wenn der Richter sich vor dem Verbrecher sterben ließe.«

Der Capitän ließ seine Leute sich in zwei Reihen formiren, und da er nun nach der Vernichtung der Würger sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, sagte er in sehr lautem Tone:

»Meine Freunde, hinget Ihr nicht Alle mit Liebe und Verehrung an jener armen Frau, welche eure Anstrengungen und Gefahren mit so vielem Muthe theilte?«

»Ja, Capitän,« antworteten Alle wie aus einem Munde.

Taylor fuhr fort:

»Seid Ihr bereit, mir in diesen Wald voll reißender Thiere zu folgen? Ich will den Tod dieser Frau rächen.«

Die beiden Reihen thaten zwei Schritte vorwärts.

Der Capitän hielt sie durch eine Bewegung seines Säbels zurück.

»Meine Freunde,« sagte er mit Donnerstimme zu ihnen, »verleumdet nicht den Tiger. Der Mörder dieser Frau ist dieser da!«

Und er zeigte auf den Lieutenant Murphy.

Ein Ruf des Entsetzens folgte auf diese Worte.

Murphy stürzte mit dem Degen in der Faust auf Taylor zu.

Dieser vertheidigte sich und parirte die ersten Hiebe, in demselben Augenblicke aber warfen sich Kindly und noch einige der Gewandtesten auf den Lieutenant, und nachdem sie ihn zur Erde niedergeworfen, banden sie ihm Füße und Hände.

Dies war das Werk eines Augenblicks.

»Traget diesen Menschen,« sagte Taylor zu seinen Leuten; »er wird uns in den Wald und an den Ort des Verbrechens führen.«

Murphy blieb bei seinem hartnäckigen Schweigen und gab auf keine Frage Antwort.

Parker, der, nachdem er sein Geständniß gethan, nicht mehr den Capitän, wohl aber die Rache Murphy's fürchtete, erbot sich, die Nachforschungen auf den richtigen Weg zu leiten. Er zeigte dem Capitän den geheimen Ausgang neben Mistreß Katharinens Gemach und der Trupp stieg mit Taylor an der Spitze auf dem bezeichneten Wege in den Wald hinab.

Man zerstreute sich links und rechts in das Dickicht, und der Sergeant Hubert, welcher rasch und überall mit wunderbarer Behendigkeit umherspürte, entdeckte in einem

Gebüsch das entsetzlichste aller Schauspiele. Die Muthigsten, welche zuerst herbeigeeilt waren, sahen und schlossen die Augen. Taylor umarmte eine verstümmelte Gestalt und stürzte dann bewußtlos nieder.

Man hörte in dem Dschungel und selbst in den benachbarten Gebüschen die wilden Gäste der Wüste brüllen.

Zwanzig Dolche hoben sich über Murphy's Brust, der Sergeant Hubert aber that den Rächern des Verbrechens Einhalt, indem er sagte:

»Der Capitän wird entscheiden.«

Verworrene Worte entrangen sich Murphy's Munde. Hubert verstand davon nur folgende:

»Das Leben war mir unerträglich geworden — ich bin zufrieden — wir werden alle Drei sterben.«

Taylor hatte mittlerweile die Besinnung wieder erlangt, und die Thränen kamen endlich seinem Schmerze zu Hilfe. Man hatte die Ueberreste des unglücklichen Weibes bereits in eine Hülle geschlagen, um ihr an den Ufern des Luny ein christliches Begräbniß zu bereiten. Eine mit Laub bedeckte Tragbahre stand bereit, und vier Träger warteten nur auf den Befehl zum Abmarsch.

Der Capitän drückte Allen die Hände und dankte selbst seinen Dienern.

»Was soll denn mit diesem da werden?« fragte Kindly, indem er auf Murphy zeigte.

»Er hat seinen Platz gewählt,« sagte Taylor; »wir müssen ihn auf demselben lassen.«

Und er zeigte auf das Gebüsch, in welchem man die Leiche entdeckt hatte.

Murphy protestirte nicht gegen diesen Befehl. Er ließ

keine Klage hören und verlangte keine Frist. Diese Resignation ersparte ihm neue Beleidigungen.

Man bewunderte ihn sogar in diesem wilden Heroismus, der, nachdem er durch das unerbittliche Drängen einer Leidenschaft sich zu einem Verbrechen erniedrigt, sich auch der Züchtigung zu unterwerfen und sie mit einem gewissen Grade von Freude hinzunehmen wußte.

In den angrenzenden Dickichten hörte man die wilden Bestien der Wüste immer noch brüllen.

Der kleine Trupp setzte sich in Marsch, nach dem Ufer des Luny, und langte noch vor Sonnenaufgang in der Citadelle an.

Drei Tage später erhielt der Capitän Taylor eine Depesche, welche ihn nach London rief, um über den Krieg mit den Würgern Bericht zu erstatten.

Die Würger von Paris.

Erste Abtheilung.

Der Handelsmann der Cité.

Erstes Capitel.

Auf den Boulevards.

Paris besitzt gegenwärtig eine Promenade, welche einzig ist in ihrer Art. London, Wien, Madrid, Lissabon, Petersburg, die Hauptstädte der fünf Welttheile, haben nichts, was mit dieser unermeßlichen Straße zu vergleichen wäre, welche sich in einem gewaltigen Bogen von der Place de Madelaine bis zur Bastille wie das Bett eines Flusses erstreckt, in welchem Menschenwogen fließen.

Die Boulevards fassen das Paris, welches sich amüsirt, in sich, oder vielmehr dieses ganze Paris befindet sich auf den Boulevards — prachtvolle Hotels, glänzende Kaufläden, in welchen die Industrie der ganzen Welt ihre Wunder aufhäuft, Theater, Clubbs, Restauranten bei Tag und Nacht, Cafés — nicht einen Winkel dieser lebensvollen Straße gibt es, der nicht dem Cultus des Luxus oder des Vergnügens geweiht wäre.

Ganz besonders aber besitzen in jenem Theile, welcher zwischen der Rue de la Chaussée d'Antin und der du Faubourg-Poissonière liegt, die Boulevards einen Glanz und bieten einen schwindelerregenden Anblick dar, den man vergebens in irgend einem andern jener Haufen von Kalk, Stein und Asphalt suchen würde, die man eine große Stadt nennt.

Für diese künstliche Welt, für dieses concrete Product einer unerhörten Civilisation bedurfte es auch einer besondern Sonne.

Das Gas ist für die Boulevards erfunden worden. Sie vervollständigen sich gegenseitig. Sie sind zwei unzertrennliche Elemente einer und derselben Schöpfung. Man versteht sie nur dann recht, wenn man sie gleichzeitig sieht.

Vor neun Uhr Abends im Sommer, vor fünf Uhr im Winter ist der Boulevard ein Schauspielhaus am hellen Tage, ohne Glanz, ohne Farbe und ohne Illusion.

Ein Gasbrenner ist anderwärts als auf den Boulevards weiter nichts als eine vervollkommnete Lampe.

Aber welche Bewegung, welche Aufregung, welches Leben, welches Fieber, sobald die feurige Lanze des Gasmannes ihre flackernde Flamme von Laterne zu Laterne wandeln läßt und an den beiden Straßen dieses Stromes von Equipagen und Fußgängern eine Feuersbrunst entzündet.

In einer Atmosphäre, in welcher Finsterniß und Licht in großen Massen sich hin- und herdrängen — ein dunkles Licht und durchsichtige Finsterniß, denn nichts gleicht auf diesem Gebiet des großen Teufels der Hölle dem natürlichen Werk des guten Gottes — tummelt sich denn al-

ler materielle Glanz und das ganze menschliche Elend der unendlichen Stadt durcheinander.

Die sieben Todsünden promeniren hier in Ueberrock, in Crinoline, mit Panamahüten und Florcoiffüren auf dem Kopfe und von Moschus oder Havanna duftend.

Die Menge strömt und erneuert sich unaufhörlich. Die Einen eilen in den Clubb, wo sie der Dämon des Spiels erwartet, welcher vor dem grünen Teppich sitzt. Die Andern gehen, um eine Orchesterloge in der großen Oper zu miethen, wo irgend ein indisches Ballet ihre abgestumpfte Phantasie wieder aufstacheln wird. Noch Andere drängen sich in die Cafés, wo sie in einem Abend das ganze Eis der Polarmeere unter der Gestalt von »Granits«, »Plombièren« oder »Gramolatta« verschlingen. Wieder Andere überlassen sich den Zufällen einer improvisirten Leidenschaft.

Und lange nach Mitternacht, wenn das Paris, welches noch Sitten hat, das Paris, welches arbeitet, das Paris, welches sich verheiratet, das Paris, welches Geld auf die Sparcasse trägt, mit einem Wort das Pariser Paris im Hintergrund seiner echten Pariser Quartiere ruht und sich durch einen ruhigen, stärkenden Schlaf auf die Arbeiten des nächstfolgenden Tages vorbereitet, sieht man, wenn man verspätet und kaltblütig über die Boulevards wandelt, noch Schatten von Stutzern und Bummlern auf den Boulevards umherirren.

Der Wohlgeruch von gewürzten Saucen verbreitet sich weit in der Luft, indem er das Geheimniß der feinen Soupers, der Orgien des Cabinets verräth, in welchem eine kleine Gesellschaft für sich allein speist, und große mit rothen Draperien verzierte Fenster lassen ganze Lichtfluten durch-

dringen, welche von prachtvoll vergoldeten Bronzeleuchtern ausströmen.

Diese Fenster schließen sich erst in dem Augenblick, wo die Schaar der Gassenkehrer, dieser Priester der Pariser Morgenröthe, die macadamisirte Straße fegt und die von den Schwelgern der vergangenen Nacht auf dem Trottoir herumgestreuten Cigarrenstümmel aufhebt.

Es ist schon lange her, daß die Mode, der Luxus und das Vergnügen auf den Boulevards ihre Herrschaft aufgerichtet haben. Aber diese launenhaften und unstäten Gottheiten haben nicht immer dieselben Punkte dieser schönen Promenade begünstigt, welche auf den ehemaligen Gräben der Wälle von Paris durch die Herren Schöppen und Gemeindebeamten in der Absicht eröffnet wurde, um »den Wagen und Fußgängern schattige Baumalleen zu bieten«.

Im Jahre 1788 regierte die Mode vom Boulevard Saint-Antoine bis zum Boulevard der Porte Saint-Martin, welche im Jahre 1670 begonnen und gleichzeitig wie die alten Champs Elysées mit Bäumen bepflanzt worden waren.

Ganz besonders aber zwischen diesen beiden äußersten Punkten, auf dem Boulevard du Temple, hatte die Industrie die größte Anzahl von »nützlichen und angenehmen Gegenständen« vereinigt, wie ein Cicerone der damaligen Zeit sich ausdrückt. Auf der Seite des Faubourg war der Boulevard du Temple mit sehr brillanten Kaffeehäusern besetzt, wo die Gäste außer allen Arten von Erfrischungen auch unterhaltende Musik fanden. Pastetenbäcker, Speisewirthe, Spielhäuser und Theater zur Unterhaltung für die gewöhnlicheren Volksclassen gab es damals ebenfalls so wie heute.

Außerdem aber besaß diese Promenade auch ihre Tage der hohen Etikette.

Sonntags und Donnerstags Nachmittag diente sie in der schönen Jahreszeit zum Sammelplatz und Stelldichein für alle hübschen Frauen und eleganten Stutzer, welche nicht verfehlten, hier mit sich selbst Parade zu machen und das Neueste, was die Mode erfunden hatte, zur Schau zu tragen. Die mit Sand bestreueten Nebenalleen waren mit Stühlen besetzt, die an diesen Haupttagen zu sechs »Blancs« das Stück vermiethet wurden.

Die erst seit einigen Jahren gepflasterte Mittelallee war mit kostbaren Equipagen bedeckt.

Die Wassergesellschaft von Paris hatte in Folge eines mit der Stadt geschlossenen Vertrages die Besprengung dieser Promenade übernommen und während des Sommers sprengte sie beinahe alle Tage und schützte auf diese Weise die Promenade vor den Staubwirbeln, die durch den ungeheuren Zusammenfluß von Wagen und Fußgängern in die Höhe getrieben wurden. Wenn die Wasserfässer einmal ausblieben, so beschwerten sich die Kaffeehäuser deswegen nicht, denn ein Zuwachs von Staub führte auch einen Zuwachs von durstigen Kehlen herbei, welche erfrischt sein wollten.

Hier auf dem Boulevard du Temple war es auch, wo der Sieur Nicolet seine Seiltänzer spielen ließ, welche dem enthusiastischen Publicum zeigten, welche Geschmeidigkeit und Kraft der Mensch sich aneignen kann, wenn er von seiner Jugend an gewöhnt worden ist, sie zu üben, nämlich auf dem straffen Seile.

Hier sah man auch das damals neue Theater Ambigu

Comique, von dem Sieur Audinot, dem ehemaligen Mitgliede der italienischen Komödie, in gothischem Geschmack erbaut. Für zwölf, zwanzig oder dreißig Sous ergötzte sich hier die schöne Welt des Marais an hinreißenden Pantomimen.

Dieses Theater florirte ohne erhebliche Concurrenz, seitdem die durch die Jeannots, die Pointus, die Barogos und andere durch den berühmten Volange dargestellten Rollen sehr berühmt gewordenen Variétés Amusantes in das Palais Royal verlegt worden waren.

Was das Theater des Associés, die Delassements Comiques und einige andere dergleichen sehr wohlfeile Unterhaltungsinstitute betraf, so triumphirte der Sieur Audinot über dieselben mit leichter Mühe.

Der größte Reiz des Boulevard du Temple für die Neugierigen, die Provinzbewohner und die Ausländer aber war das Cabinet des Sieur Curtius, wo dieser berühmte Wachsmodelleur die Figuren der durch ihre Tugend, ihre Talente oder ihre Verbrechen berühmtesten Personen naturgetreu nachgebildet hatte und zur Schau stellte.

Die von der Leidenschaft des Spiels oder dem Durst nach Gewinn gemarterten Unklugen konnten auch, ohne diesen Boulevard zu verlassen, auf ihre Kosten einen Beweis von der Unbeständigkeit und den Launen der Glücksgöttin erlangen. Auf der den Theatern entgegengesetzten Seite erhob sich eines jener Häuser, welche man damals mit dem Namen einer Akademie bezeichnete und wo man zum Nutz und Frommen der Söhne angesehener Familien einen Landsknecht, ein Pharo oder ein Cassettespiel veranstaltete.

wenn der Spieler nicht den Kugeln und numerirten Karten des Biribi den Vorzug gab.

Wenn unsere Leser erlauben, so werden wir rasch dieses ganze Schlaraffenland durchschreiten und ein wenig weiterhin auf dem Boulevard Saint-Martin stehen bleiben, wo der große Sommer-Vauxhall sich erhebt.

Die Menge drängt sich in diesem Augenblick dahin mit einem Eifer, der für den Zauberer, welcher diesen Tempel dem Vergnügen geöffnet hat, von sehr günstiger Vorbedeutung ist.

Eine an den Mauern des Boulevard angeschlagene Bekanntmachung hat seit dem gestrigen Tage allen Freunden eines solchen Vergnügens verkündet, daß Sonntags am 5. Juli 1788 in dem Sommer-Vauxhall ein großes Fest gegeben werden wird. Neue Decorationen sollen in dem Tanzsalon eingeweiht werden. In dem Garten wird man ein prachtvolles, von dem Pyrotechniker von Versailles angefertigtes Feuerwerk abbrennen. Spiele und eine magnetische Sitzung werden eine friedliche und ruhige Unterhaltung Denen gewähren, für welche die ein wenig geräuschvollen Freuden Terpsichorens nichts Verlockendes mehr haben.

Das Fest hat schon begonnen.

Ueber zweitausend Personen bewegen sich mit Mühe in dem großen Saal und jedesmal, wo das Orchester das Signal gibt, bemächtigt sich eine unaussprechliche Unordnung der Menge unter dem Drängen der Tänzer, welche bemüht sind, sich hinreichenden Platz zu erobern.

Eine Hitze von vierzig Grad herrscht unter den tausend Kerzen der sechsunddreißig Kronleuchter, welche von

der Decke herabhängen, wo der berühmte Decorationsmaler Munick auf sehr elegante Weise das Erwachen der Venus, von Grazien und Amoretten umringt, dargestellt hat.

Unter dem Tanzsaale hat der Architect auf sehr geeignete Weise ein antikes, ruinenartiges Souterrain angelegt, welches als Kaffeezimmer dient. Hierher entleert sich allmälig der allzuvolle Saal. Hierher kommen die gesättigten oder abgehetzten Tänzer, die Liebespärchen, die Freunde einer anständigen Einsamkeit und die durstigen Kehlen.

Lustiges Geplauder, lautes Gelächter und das Klirren der Gläser mit dem dumpfen Murmeln gemischt, welches aus dem Saale herabdringt und dann und wann von dem schmetternden Orchester übertäubt wird, bilden einen seltsamen Gegensatz zu der düstern Ausstattung dieses grabmalähnlichen Kaffeezimmers.

Unter den Gästen hätte ein aufmerksamer Beobachter eine Gruppe von vier Personen bemerken können, die an einem der entferntesten Tische saßen und sich von dem Taumel dieser vergnügten Nacht fern zu halten schienen.

Sie unterhielten sich mit leiser Stimme und musterten abwechselnd ihre Nachbarn mit verstohlenen und ein wenig unruhigen Blicken, wie um sich zu überzeugen, daß sich Niemand mit ihnen beschäftige. Ihr Costüm verrieth wohlhabende Kaufleute.

»Der Capitän Jacques hatte uns doch versprochen, heute Nacht zu kommen, Herr Filoche,« sagte einer dieser Männer, ein bleiches, mageres Individuum von ziemlich kränklichem Aussehen.

»Er wird nicht kommen,« antwortete sein Nachbar zur

rechten Hand — ein Mann mit breiten Schultern, schroffen, rauhen Zügen und schwarzen ausdrucksvollen Augen.

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ja wohl, ich habe ihn erst heute Abend um acht Uhr in der Rue Calandre verlassen.«

»Um so schlimmer — ich liebe es nicht, mich ohne Bürgschaften zu compromittiren.«

»Feigling! Wenn er nicht kommt, so werden wir uns auch ohne ihn behelfen. Weiter ist es nichts?«

Die beiden Anderen nickten zum Zeichen der Zustimmung leicht mit den Köpfen.

»Haben Sie schon gewählt?« hob der Erste wieder an.

»Allerdings habe ich gewählt, und Sie? und Sie? und Sie?«

»Ich habe auch gewählt,« antworteten nach der Reihe die drei Personen, an welche der, den man mit dem Namen Filoche bezeichnet, seine Frage gerichtet hatte.

»Nun denn an's Werk und morgen Früh an den von dem Capitän bezeichneten Sammelplatz.«

»Viel Glück für Alle.«

»Viel Glück.«

Alles dies ward in sehr leisem Tone und in ziemlich langen Zwischenräumen gesprochen.

Die vier geheimnißvollen Personen erhoben sich, verließen den Keller und trennten sich.

Der Eine kehrte in den Tanzsaal zurück, ein Anderer ging auf der eisernen Wendeltreppe in den Garten hinunter; der Dritte verließ den Vauxhall durch die große auf den Boulevard führende Thür, und der Vierte durch die, welche in die Rue des Marais ging.

*

Kaum hatten sie ihre Plätze verlassen, als ein anderer Mann, der an einem ziemlich weit von dem ihrigen entfernten Tische saß und in halben Schlummer versenkt zu sein schien, den Kopf emporhob, sich mit der Hand über die Stirne fuhr und mit halber Stimme, langsam und als ob er mit einiger Mühe in einem Buche läse, wiederholte:

»Der Capitän Jack wird nicht kommen — wir werden uns ohne ihn behelfen — haben Sie gewählt? Ich habe gewählt.«

Dann, nachdem er sich einen Augenblick lang gleichsam gesammelt, murmelte er:

»Entsetzlich! entsetzlich! Immer zu wissen und niemals zu können. O Wissenschaft, Wissenschaft! erfüllt von Schatten und Zweifeln, Wissenschaft, die nur gut ist für das Böse, denn die Rache ist das Böse, möge sie so gerecht sein, als sie wolle — eitle Wissenschaft, wenn es gilt, einen meiner Nebenmenschen zu retten.«

Und er erhob sich ebenfalls.

Es war ein Mann von mittlerem Wuchse. Seine Stirn war weiß, hoch und breit, das Auge blau und sehr sanft, mit schwarzen Brauen, die Nase gerade, der Mund gut gezeichnet, aber dünn und das Kinn ein wenig hervorragend.

Er trug ein ganz schwarzes Costüm ohne bestimmten Charakter. Dabei aber hatte er etwas, was in ihm den Mann verrieth, welcher mehr gibt, als er empfängt, den Mann, welcher befiehlt oder lehrt. Was sein Alter betraf, so blieb in Folge seines Haares, welches er lang und gepudert trug, der Beobachter in Ungewißheit.

Er konnte eben so gut vierzig als sechzig Jahre zählen.

Er lenkte seine Schritte nach dem Garten, wohin die Menge sich drängte.

Seltsamer Garten, wo die Kunst des Gärtners nichts gethan, sondern dem Decorateur die Sorge überlassen hatte, Lauben, Alleen und kleine schattige Gänge zu schaffen. Der Unternehmer des Vauxhall hatte mit Recht geglaubt, daß Bäume, welche bestimmt sind, des Nachts bei dem Scheine farbiger Gläser und sprühender Raketen und Schwärmer zu glänzen, nicht nöthig hätten, den Waldbäumen zu gleichen. Alleen, Lauben und Gebüsch — alles dies war auf ungeheuren Leinwandflächen gemalt, und wenn der Rauch der bengalischen Flammen das Grün der Zweige geschwärzt oder den Schmelz der Blumen getrübt hatte, was alle Abende geschah, so machten einige Pinselstriche den Schaden wieder gut.

Es war der zum Losbrennen des Feuerwerkes angezeigte Augenblick. Schon beleuchteten einige Bomben die gemalten Sträucher und die pappenen Lauben dieses künstlichen Edens.

Das Knistern von Lunten verkündete das Entzünden einer großen Piece.

In der That war der Garten plötzlich wie von Licht überflutet. Funkelnde Garben flogen auf und fielen als Goldregen, als Cascaden wieder herab, und der Palast der Armida erschien auf dem schwarzen Hintergrunde des Himmels im Feuer von tausendfarbigen Lampen.

Mitten unter dem Schweigen, welches unter dem Eindrucke der Rückkehr der Dunkelheit sich der Menge bemäch-

tigt hatte, vernahm man plötzlich einen lauten, gellenden, übermenschlichen Schrei, einen Schrei der Todesangst, und eine Masse stürzte träg und schwer einige Schritte weit von dem schwarzgekleideten Manne nieder, dessen Porträt wir so eben gezeichnet haben.

Von allen Seiten eilte man herbei. Ein junger Mann, dessen Kleidung einen Ausländer verrieth, lag leblos, bleich und mit weit aus ihren Höhlen getretenen Augen auf dem Boden ausgestreckt.

Mehrere Diener brachten Fackeln herbei, man hob den Leichnam auf und legte ihn auf eine Bank.

Die Menge betrachtete dieses Schauspiel mit stummem Entsetzen.

»Ein Arzt! Rasch, ein Arzt!« rief eine Frau. »Er ist vielleicht nur ohnmächtig.«

Der geheimnißvolle Mann brach sich Bahn durch die dichtgedrängten Reihen.

»Ich bin Arzt,« sagte er zu Denen, welche er auf die Seite stieß. »Ich bin der Doctor Savarus.«

Man machte ihm Platz und er gelangte bis an die Bank, welche als Bahre diente. Er richtete den Leichnam in die Höhe, untersuchte ihn genau und versicherte dann, daß das Leben vollständig daraus entwichen sei.

Dann löste er den Knoten des Halstuches, öffnete das Hemd und zeigte den Zuschauern den Hals des unglücklichen jungen Mannes.

Ein schmaler rother Ring umgab den Hals und drang tief in das Fleisch hinein.

»Seht!« sagte er.

Alle prallten erschrocken zurück und hundert Stimmen stießen den Ruf aus:

„Die Würger!“

Ein unaussprechlicher, panischer Schrecken bemächtigte sich der fröhlichen Gäste des Vauxhall.

Von Mund zu Mund gingen die unheimlichen Worte: „Das sind abermals die Würger!“

In weniger als einer Viertelstunde leerte sich der Garten und auf den Boulevards angelangt, zerstreute man sich nach allen Seiten — Manche mit Laternenträgern, die kürzlich durch die Polizei des Herrn Thiroux de Crosne eingeführt worden, um verspätete Bürger der Stadt nach Hause zu begleiten — Andere vereinigten sich in Gruppen, wie um den Angriffen eines unsichtbaren Feindes besser zu widerstehen, und noch Andere rannten in vollem Galopp nach Hause — Alle aber waren die Beute des fürchterlichsten Entsetzens.

Einige in Ohnmacht gefallene Frauen wurden in Fiakern nach Hause gebacht.

Zweites Capitel.

Meister Martin.

Seit zwei Monaten bot die Polizei alles Mögliche auf, um eine unsichtbare Armee von Banditen zu entdecken, welche die Hauptstadt der civilisirten Welt mit Furcht und Schrecken erfüllte.

Paris hat stets Anspruch darauf gemacht, diese Hauptstadt zu sein, selbst zur Zeit, wo es noch nicht einmal Straßenbeleuchtung hatte.

Jeden Morgen hoben die Leute des Herrn von

Crosne die Leiche eines ermordeten und ausgeplünderten Bürgers von dem Straßenpflaster auf und das unheimliche Ereigniß war stets von denselben Umständen begleitet.

Es war weder das Messer, noch der Dolch, noch der Degen, noch das Pistol, noch der Stock, welcher das Schlachtopfer leblos in der Mitte eines Abzugscanals, am Rande einer gähnenden Schleuße, in einem öden Gäßchen oder längs der alten Wälle niedergestreckt hatte.

Die Unglücklichen, welche diesen geheimnißvollen Nachstellungen erlagen, trugen alle die blutige Spur von der Schlinge des Würgers am Halse.

Die Kühnheit der Mörder schien übrigens aller Gefahren zu spotten.

Mehr als einmal hatten sie ihre schwarzen Thaten am hellen lichten Tage unter der Menge, mitten unter den Volksaufläufen ausgeführt, welche damals sich zu zeigen begannen, oder auch bei irgend einem Feste, wie um der Gerechtigkeit Trotz zu bieten und die erschrockene Hauptstadt keck herauszufordern.

Und dennoch mangelte es dem Polizeilieutenant Thiroux von Crosne weder an Eifer noch an Geschicklichkeit.

Seine Inspectoren hatten bis zu dem Erscheinen der Würgerbande in den Straßen der Stadt stets die beste Ordnung aufrecht erhalten.

Er hatte die Mehrzahl jener verdächtigen Spelunken schließen lassen, welche unter der letzten Regierung als Beobachtungsörter dienten, wo die Spione sich einquartierten, mit den Gaunern Bekanntschaft machten, ihren Gewinn theilten und von dem doppelten Ertrage des Betruges und der Angeberei lebten.

Denn von dieser Art war damals die Polizei. Die Fiakerkutscher, die Laternenträger, welche man an die Thüren der Schauspielhäuser schickte, bildeten beinahe ganz allein die Schaaren der Generallieutenants und die Mehrzahl der Uebelthaten, deren Schauplatz eine große Stadt täglich ist, wurden gerade durch dieselben Leute begangen, welche sie verhindern oder entdecken sollten.

Montags am 6. Juli 1788, am Tage nach jenem Feste in Vauxhall, welches durch den vorhin erzählten Mord auf so tragische Weise unterbrochen ward, hatte der Schrecken, welcher in Paris herrschte, seinen höchsten Gipfel erreicht. Die Inspectoren des Herrn von Crosne hatten bei Tagesanbruch noch drei andere Leichname aufgehoben — den eines Steuereinnehmers am Eingange der Passage des Hotels Soubise; den eines reichen Goldschmieds auf dem Pont-au-Double, nur wenige Schritte von dem Brückenzolleinnehmer, der weder etwas gesehen noch gehört hatte — und den eines Fremden aus der Provinz am Rande des Quai des Morfondus.

Dennoch hatte sich der Alarm noch nicht über die Insel der Cité verbreitet, als Meister Martin, Handelsmann und Besitzer eines Trödelladens, auf dessen Aushängeschild ein Fuchs gemalt war, sein Gewölbe eröffnete, welches in der Rue de Calandre dicht neben dem Hause sich befand, in welchem St. Marcel, Bischof von Paris, zur Welt geboren ward.

Meister Martin, ein thätiger, betriebsamer Mann, dachte mit der Weisheit der Nationen, daß es gut ist, mehr als eine Sehne zu seinem Bogen zu haben.

Mit seinem Ein- und Verkauf von Möbeln und an-

dern dergleichen Sachen hatte er daher eine Art heimliches Anstellungsbureau verbunden, welches in Folge des guten Rufes, dessen der wackere Mann sich von Rue de l'Arche de Jerusalem bis zur Kirche von Notre=Dame erfreute, ihm jährlich, wie sein Nachbar, der Färber und der Kammer=diener des königlichen Procurators Granvalet, welcher der vornehmste Miethbewohner seines Hauses war, behaupte=ten, im Durchschnitt so ein hundert Thälerchen einbrachte.

Mit diesem doppelten Gewinne seines Trödelhandels und seines kleinen Versorgungsbureaux tröstete er sich daher, daß er nicht einer der sechs Kaufmannscorporationen oder einer der zweiundfünfzig Zünfte der guten Stadt angehörte — eine Schmach, die er mit den Bürstenbindern, den Darm=saitenverfertigern, den Seilern, den Tanzmeistern, den Bast=deckenfabrikanten, den Vogelhändlern, den Pfefferküchlern, den Paternosterhändlern, den Korkschneidern, den Schuh=flickern, den Korbmachern und Grubenräumern theilte.

Der ausgezeichnete Ruf des Trödelhändlers war übri=gens bis über die Brücken gedrungen und hatte sich bis in den Marais und sogar bis in das Quartier Saint=Germain verbreitet.

Adelige Familien oder reiche Leute schickten zu ihm wenn sie eines Kutschers mit sicherer Hand oder eines flin=ken Lakaien bedurften, und es war erbaulich, Meister Mar=tin dann seine Erkundigungen über die Individuen einziehen zu sehen, welche er so vornehmen Kundschaften zuzuweisen gedachte.

Seine Gewissenhaftigkeit und der Begriff, den er sich von seiner Verantwortlichkeit bei dergleichen Geschäften machte, war so groß, daß er, wenn die Leute untergebracht

waren, seine Aufgabe deswegen noch nicht für vollständig erledigt hielt.

Sehr oft, wenn er von der Moralität der betreffenden Individuen nicht vollständig überzeugt war, begab er sich mehrmals zu ihren Herren, um sich nach ihnen zu erkundigen, denn er konnte, sagte er, nicht schlafen, so lange er sein Gemüth nicht in dieser Beziehung beruhigt hatte.

Viele Leute hatten diese ängstliche Vorsicht lächerlich zu machen gesucht. Andere hatten sogar darauf hingedeutet, daß Meister Martin ohne Zweifel ein persönliches Interesse daran habe, auf diese Weise sich so in die vornehmen Häuser einzudrängen, und daß seine angeblichen Gewissensbedenklichkeiten blos leere Vorwände seien.

Aber diese böswilligen Bemerkungen waren sehr bald zum Schweigen gebracht worden.

Sein Ruf als rechtschaffener Mann hatte sich um so fester begründet, als die Basis desselben nicht in dem Besuch von Kirchen und äußeren Schein von Tugend, welcher sehr leicht und selbst von den böswilligsten Gemüthern geheuchelt werden kann, sondern in wirklichen und wahrhaften Thaten lag, das heißt in Wohlthaten, die er unaufhörlich den Unglücklichen erwies — nämlich so weit seine Mittel es ihm gestatteten, wie sich von selbst versteht.

Wenn der Trödelhändler nach seinem Frühstück sich einer unabänderlichen Gewohnheit gemäß ein Stündchen lang auf die Schwelle seiner Thür setzte, wünschten ihm Männer und Frauen, alte Leute und Kinder im Vorübergehen alle guten Tag wie einem alten Freunde und genügten gern seiner Manie, Jeden über seine Angelegenheiten, über seine Familie und selbst über seine Nachbarn auszufragen.

Man wußte recht wohl, daß alle diese Fragen nicht eitle Neugier, sondern die Hoffnung zum Grund hatten, einige jener stillen Leiden und bedrängten Umstände zu entdecken, welche, weit entfernt sich den Blicken der Menge preiszugeben, um auf diese Weise Mitleid zu erregen, sich vielmehr hartnäckig verborgen halten und die Hand des Wohlthäters fliehen wie eine Schande.

Man sieht leicht ein, daß in Folge dieses Systems Meister Martin sein Stadtviertel eben so gut kannte als dieses ihn; ja vielleicht kannte er es noch weit besser, denn man wußte nichts von seinem Thun und Treiben vor der Zeit, wo er seinen kleinen Handel in der Rue de la Calandre angefangen, was nicht viel über ein Jahr her war.

Dennoch aber wußte man, daß er von Montargis hierhergezogen war, wo die Martins, wie er sagte, seit mehreren Generationen das Gewerbe von Trödelhändlern betrieben hatten. Dafür aber hatte man seit einem Jahre sein Leben Stunde um Stunde verfolgen können.

Regelmäßig wie eine Uhr, pünktlich wie ein Zolleinnehmer, öffnete er jeden Tag seinen Laden zu derselben Stunde, schloß ihn Sommer und Winter mit Sonnenuntergang und erzählte seine Angelegenheiten gern Jedem, der sie hören wollte, und hatte dazu, wie wir bereits erwähnt haben, seine Audienzstunde nach Beendigung seines frugalen Frühstücks.

Diese eintönige Existenz ward jedoch periodisch unterbrochen.

Fast alle Monate traf Vater Martin einige Reisezurüstungen, und verschwand auf acht oder zehn Tage.

Das Trödelgeschäft vertraute er auf die Dauer seiner

Abwesenheit der Mutter Jeanne, seiner alten Haushälterin, an, welche sich dieses Auftrags wenn auch nicht gerade mit sehr bemerkenswerther Intelligenz, doch wenigstens mit unermüdlichem Eifer entledigte.

Der Grund dieser zeitweiligen Abwesenheiten war indeß Jedermann bekannt, denn der Trödelhändler machte kein Geheimniß daraus. Er brachte diese acht Tage damit zu, daß er in der Provinz umherreiste und seine Handelsvorräthe durch den Einkauf allerlei getragener und alter Gegenstände erneuerte.

Vater Martin galt für einen Mann von sechzig Jahren, schien aber nicht viel über fünfzig zu zählen.

Sein gedrungener Oberkörper, seine breiten, vierschrötigen Schultern, die mehr durch lange Gewohnheit als durch die Wirkung des Alters ein wenig gekrümmt waren, verriethen eine ungewöhnliche Leibesstärke. Seine hohe Stirn, seine schwarzen, lebhaften Augen, sein regelmäßig gezeichneter, obschon ein wenig dicker Mund ließen auf mehr Intelligenz schließen, als sein Gewerbe verlangte.

Seine vom Kopfe bis zu den Füßen gleichförmige Kleidung bestand aus Beinkleidern, einer Weste und einer weiten Jacke von grünlichem Sammet, deren Gebrauch, nach gewissen abgetragenen und beinahe weißen Stellen zu urtheilen, welche das Hervortreten der Knie, der Ellbogen und der Schulterblätter zeichneten, ein schon ziemlich langjähriger sein mußte.

»Nun, Meister Loiseau,« sagte der Trödler zu seinem Nachbar gegenüber, welcher gleichzeitig mit ihm seinen Laden öffnete, »nun, wie habt Ihr diese Nacht geschlafen?«

»So, so, Meister Martin; so, so,« entgegnete Mei-

ster Loiseau, indem er traurig seinen auf einem langen, hagern Körper stehenden langen kahlen Kopf schüttelte.

»So, so bedeutet so viel, als nicht recht gut.«

»Ihr habt es getroffen,« entgegnete Meister Loiseau in melancholischem Tone. »Meine Nacht ist eine sehr unruhige gewesen.«

Und er fuhr sich mit seinen indigoblauen Händen über seinen völlig kahlen Scheitel, eine Geberde, deren zauberische Wirkung er zu der Zeit erprobt, wo ein ganzer Wald die jetzt verödete Stätte schmückte, und die er trotz des Verlustes dieses Schmuckes aus Gewohnheit noch beibehalten.

»Ich merke schon,« sagte der Trödler, »ich wollte darauf wetten, daß Ihr wieder das »Journal de Paris« und seine ewige Geschichte von Würgern gelesen habt.«

»Ich will es nicht läugnen,« antwortete der Färber.

»Aber warum, zum Teufel, seid Ihr denn so hartnäckig auf eine Lectüre versessen, die Euch den Kopf verdreht?«

»Was wollt Ihr sagen,« entgegnete der Färber in fast declamatorischem Tone. »Dieses Journal schreckt mich und zieht mich gleichzeitig an. Es äußert auf mich dieselbe Wirkung, wie die Scylla und die Charybdis auf die unklugen Schiffer äußerten.«

»Diese Schiffer waren Narren, deren Beispiel Ihr wohl thun werdet nicht zu befolgen, wenn Ihr nicht einmal in der Nacht noch vor Furcht sterben wollt.«

»Ich schwöre Euch, daß dazu allerdings auch Grund vorhanden ist. Wißt Ihr, daß seit acht Tagen nicht weni-

ger als eilf Unglückliche durch die Hände dieser furchtbaren Banditen umgekommen sind?«

»Eilf! das ist viel! Euer Zeitungsschreiber ist wahrscheinlich ein wenig zu Uebertreibungen geneigt. Man kennt das schon.«

»Scherzet nicht. Mein Leben ist eben so wie das eure diesen Bösewichtern preisgegeben. Sie respectiren nichts, weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand oder Gewerbe.

»Geht, geht, Nachbar; glaubet mir und schlafet ruhig. In unsern Stadttheil wird sich diese furchtbare Bande niemals wagen. Wir sind hier zu nahe am großen Châtelet.«

»Glaubt Ihr?«

»Parbleu! — Aber sagt mir, Meister Loiseau,« hob der Trödler wieder an, »ich dächte, ich hätte gestern Abend einen neuen Miethsmann bei Euch einziehen sehen.«

»Ja, es sind zwei junge Leute, Bruder und Schwester. Sie haben mir das kleine Logis im vierten Stock, zwei Zimmer und eine Küche, abgemiethet, welches volle vier Monate leer gestanden hat. Ach, es ist nichts so sehr Angenehmes Hauswirth zu sein. Diesmal aber glaube ich gut angekommen zu sein. Die Leutchen sehen mir sehr solid und ordentlich aus.«

»Und arm; — nach ihrem geringen Mobiliar zu schließen, scheinen sie nicht gerade in Reichthum zu schwimmen.«

»Nun, sie leben von ihrer Arbeit.«

»Und was für ein Gewerbe treiben sie?«

»Ach, Meister Martin, Ihr bleibt doch immer derselbe — ich errathe schon —«

»Was errathet Ihr denn?«

»Den Zweck aller eurer Fragen. Wohlan, offen ge-

standen, ich glaube, daß es nicht nöthig ist und daß euer gutes Herz nach dieser Seite hin nichts zu thun haben wird.«

»Um so besser, es gibt ohnehin genug Unglückliche, Meister Loiseau. Aber Ihr habt mir immer noch nicht gesagt, was für einen Erwerb euer Miethsmann hat. Man kann nicht wissen, wozu es nützen kann.«

»Der Bruder ist Cassierer in einem großen Bankierhaus und die Schwester bessert Spitzen aus. Es ist dies, wie es scheint, ein sehr guter Erwerb, denn eine geschickte Arbeiterin kann dabei einen Thaler bis sechs Livres den Tag verdienen. Ich habe mir daher auch schon vorgenommen, Mademoiselle Marie zu fragen, ob sie nicht meine Louison in die Lehre nehmen will.«

»Daran werdet Ihr sehr wohl thun, Meister Loiseau. Und wie heißt der Bruder der Spitzennähterin?«

»Er heißt Louis Vernot.«

In diesem Augenblick trat Mutter Jeanne hinzu und das Gespräch der beiden Nachbarn ward dadurch unterbrochen.

Sie war eine große, hagere, gelbe Frau mit einem zahnlosen Gesicht, dessen knochige Theile alle so scharf ausgeprägte Vorsprünge bildeten, daß sie die Haut, womit sie bedeckt waren, sprengen zu wollen schienen.

Dieses über die Stirn sehr breite Gesicht schwand von den Wangen an jedoch plötzlich so zusammen, daß diese in den Mund gefallen zu sein schienen und nach dem Kinn zu in eine Spitze ausliefen. Ihre durch diese außerordentliche Magerkeit übermäßig vergrößerten Augen besaßen einen seltsamen, starren und beinahe furchterregenden Ausdruck. Der Trödler versicherte, diese Magerkeit habe ihren

Grund in den Kasteiungen, welche sich die Alte aus übertriebenem Religionseifer auflegte.

»Nun, wie geht es mit meinem armen Patienten?« fragte Meister Martin.

»Besser,« antwortete Jeanne; »die Fleischbrühe und der Wein, welchen Ihr ihm geschickt, haben eine sehr gute Wirkung geäußert und der Arzt hat erklärt, daß die Genesung nun nicht mehr fern sei. Ach, der wackere Mann! Er spricht von Euch wie vom lieben Gott, und wenn Ihr ihn hören könntet —«

»Schon gut, schon gut, Mutter Jeanne. Es geht besser mit dem Kranken — das ist die Hauptsache.«

»Nachbar, daran erkenne ich Euch. Ihr seid der heilige Vincent de Paul der Cité,« sagte der Färber, indem er in sein Haus zurückkehrte.

Gleichzeitig erstieg Mutter Jeanne die beiden Stufen, welche von der Gasse in den Laden hinaufführten.

Der Trödler wollte ihr folgen, als er durch einen Commissionär angeredet ward, der an seinem Haken ein kleines Möbel mit porzellanenem Beschläge trug.

»Heißt Ihr Meister Martin?« fragte der Commissionär mit dem unverkennbaren Accent der Auvergnaten.

»Ja wohl und dieses Möbel ist für mich. Ihr kommt von der Pelagie.«

»Ganz recht — von Mademoiselle Pelagie, Quai des Ormes.«

Der Auvergnat setzte das hübsche Möbel am Eingange des Ladens nieder.

»Ohne Zweifel wißt Ihr,« hob Meister Martin wieder an, »daß das Trägerlohn mich nichts angeht.«

»Das weiß ich allerdings, denn Mademoiselle Pelagie hat mich bereits bezahlt.«

»Ihr begreift, wenn ich die Commissionäre bezahlen müßte, so würde mein Handwerk sehr wenig abwerfen.«

»Das kann ich mir wohl denken.«

»Indessen, da Ihr ein braver Junge zu sein scheint, so habt Ihr hier vier Sous — kauft Euch einen frischen Trunk davor.«

Der Auvergnat entfernte sich und steckte mit vergnügter Miene die vier Sous ein, hütete sich aber wohl, sich einen frischen Trunk dafür zu kaufen.

»Ja, ja,« sagte Meister Martin, indem er das elegante Möbel wohlgefällig betrachtete, »das ist wieder ein Gegenstand, der für drei- bis vierhundert Livres bei Legrand gekauft worden und nun dem Trödler in die Hände fällt, gerade so wie die venetianische Stickerei endlich in den Sack des Lumpensammlers kommt.«

Und er begann die Schubfächer des schöngearbeiteten Schränkchens eines nach dem andern herauszuziehen und wieder hineinzuschieben, um sich zu überzeugen, daß Alles noch in gutem Zustande sei.

Auf dem Boden des letzten Schubfaches fiel ihm ein ohne Zweifel vergessenes Papier in die Augen. Er ergriff es, schlug es auseinander und warf einen Blick darauf. Es war ein Brief, den er mit großer Aufmerksamkeit las.

»O, o,« murmelte er, »das ist, wenn ich nicht irre, eine Sache, von der man einigen Nutzen ziehen könnte. Wir wollen sehen —«

Er schob den Brief in die Seitentasche seiner weiten Sammetjacke, stellte das Möbel mit aller Behutsamkeit,

welche ein so schöner Gegenstand verdiente, in dem Laden auf und wendete sich dann zu Jeanne, die in einem dunklen Winkel des Ladens saß, ihr spitzes Kinn mit beiden Händen hielt und die Augen grimmig hin- und herrollen ließ.

»Nun,« sagte er, »wo sind denn die Anderen?«

»Wahrscheinlich auf dem Sammelplatze,« antwortete die Alte, ohne sich zu rühren.

Er setzte eine Mütze von Fischotterfell, die ihm bis über die Augen herabfiel, auf den Kopf, empfahl seiner Haushälterin auf den Laden Acht zu geben und entfernte sich rasch.

Es schlug auf der Uhr des nahen Thurmes eben zehn Uhr, als er die Brücke Notre Dame verließ, um in die Rue Planche Mibray hineinzugehen und durch ein Labyrinth der finstersten und schmalsten Gäßchen die Richtung nach dem Boulevard du Temple zu nehmen.

Als er durch die Vieille Rue du Temple schritt, gewahrte er einen zahlreichen Zusammenlauf in der Rue Neuve Saint-François vor dem Hause Nr. 13.

Es war dies die Wohnung des Polizeicommissärs des Châtelet, Herrn von Vauglenne. Eine Laterne bezeichnete das Bureau des Beamten.

Meister Martin näherte sich der Gruppe und mischte sich unter die Menge, welche unaufhörlich wuchs, und horchte auf die Bemerkungen, welche von Mund zu Mund gingen.

Das Volk schien in großer Aufregung zu sein.

»Es ist ein wahres Verbrechen, die armen Leute auf diese Weise ermorden zu lassen,« sagte ein Bäckergesell.

»Es ist also wohl wieder ein Meuchelmord vorgekommen?« fragte der Trödler mit Interesse.

»Nicht einer, sondern zwanzig, dreißig — weiß man es wohl?«

»Und nicht wahr, immer auf dieselbe Weise — eine Spur am Halse —«

»Pardi,« rief eine alte Frau, »man wirft ihm einen Strick über den Kopf — weiter nichts.«

»Aber thut die Polizei ihre Pflicht denn so schlecht?«

»Die Polizei vermag nichts dagegen. Es handelt sich hier um unsichtbare und übernatürliche Wesen,« entgegnete die Alte.

»Ja, um unsichtbare Wesen, das glaubet,« unterbrach sie ein Mann, der mit affectirter Gesuchtheit gekleidet war. Dabei aber waren diese Kleider schon ziemlich abgenutzt und er trug einen englischen Rock mit zwei Krägen. »Es ist ein Complott, um das arme Volk in Schrecken zu jagen,« setzte er hinzu.

»Und um es von den politischen Angelegenheiten abwendig zu machen,« bemerkte ein Anderer.

»Ach, schweigt doch,« hob der Bäckergesell wieder an, »diese unsichtbaren Würger halten sich ja blos an reiche Leute.«

Meister Martin war ganz Ohr. In diesem Augenblicke theilte sich die Menge. Eine Tragbahre kam aus dem Hause des Commissärs des Châtelet heraus und die wollene Decke, welche darübergebreitet war, ließ deutlich die hagern spitzen Formen eines menschlichen Körpers erkennen.

Der auf der öffentlichen Straße aufgehobene Leichnam war nicht erkannt worden und man trug ihn daher nach der Morgue.

Die Morgue war zu jener Zeit ein niedriges Gemach

des Châlelet, durch eine Art vergitterte Luke erleuchtet, welche auf einen kleinen innern Hof des Gebäudes ging und durch welche hindurch das Auge des Vorübergehenden nur mit Mühe die Züge Derer erkennen konnte, welche ein zufälliger oder tragischer Tod an diesen unheimlichen Ausstellungsort geführt hatte.

Drittes Capitel.

Im Cadran Bleu.

Drei junge Leute saßen in einem eleganten Cabinet des Cadran Bleu an einem Tische beisammen, der mit den Ueberresten eines schmackhaften Frühstücks bedeckt war.

Die trefflichen Gewächse Burgunds und der Côte-Rôtie hatten gebührende Würdigung gefunden und unsere Zecher schienen gerade an jenem Punkte einer jeden gut geregelten Mahlzeit angelangt zu sein, wo die Verdauung kaum begonnen hat und alle von dem Kitzel der Saucen, der Gewürze und des mit Intelligenz vertheilten Getränkes angeregten Organe eine Empfindsamkeit und Harmonie des Tones erlangen, welcher für den Menschen das ist, was die vollkommene Stimmung aller Saiten für eine Harfe ist.

Wenn dieser Augenblick gekommen ist, entwickeln die Dümmsten leidlichen Witz und witzige Leute haben geniale Gedankenblitze, die schnell vorüberzucken, wie alle Blitze der Welt.

Zwei von unseren jungen Leuten gehörten jener durch die Geburt und durch das Glück bevorrechteten Classe an,

für deren Wohlbefinden und Vergnügen alle Anderen dachten, arbeiteten und sich mühten.

Der Erste hieß der Vicomte von Bervilly und der Zweite war der Chevalier von Roswil.

Der dritte Gast gehörte zu jener kleinen auserwählten Gesellschaft, welche, beinahe ganz aus Bürgerlichen bestehend, sich schon zu jener Zeit für eben so vornehm hielt als die stolzeste Aristokratie und die mit Mühe von ihrer Intelligenz lebend, besser als irgend ein Generalpächter den Glanz und die Delicatessen des Luxus verstand.

Dieser Mann war Maler und hieß Frederic Dalkens.

Der Vicomte Jules von Bervilly, von hohem, schlankem Wuchs, mit hellem Teint und blauem Auge, bot in seiner ganzen Erscheinung einen Typus von angeborner Vornehmheit und nachlässiger Anmuth dar, welcher den Männern imponirte und die Sympathie der Frauen gewann.

Der Chevalier Georges von Roswil, der größer, stärker und von lebhafterer Gesichtsfarbe war als der Vicomte, machte sich durch eine Gewandtheit und Ungezwungenheit bemerklich, welche sofort den langen Umgang mit einer gewissen Classe von liebenswürdigen und nachsichtigen Frauen verrieth, bei welchen seine offene Miene und seine freundlichen Manieren nothwendig viel Erfolg gehabt haben mußten.

Der Maler Frederic Dalkens zeichnete sich vor seinen beiden Gesellschaftern durch jene Nachlässigkeit in der Kleidung und in den Manieren aus, welche dem Manne, der gewohnt ist über den Kleinlichkeiten der Welt, den engherzigen Conventionalitäten und Vorurtheilen des Kasten-

geistes erhaben zu leben, ein ganz besonderes Gepräge aufdrückt.

Alle drei waren jung, alle drei schienen glücklich.

Brauchen wir wohl erst zu sagen, was der Gegenstand ihrer Conversation war, und hat der Leser nicht schon errathen, daß nur die Frauen ihren Geist beschäftigen konnten?

Ehe wir jedoch dieser Unterhaltung beiwohnen, wollen wir unsere Blicke noch einige Secunden lang anderwärts hin richten und um des bessern Verständnisses dieser Erzählung willen Bekanntschaft mit Helden ganz anderer Art machen.

In demselben Augenblicke, wo die drei jungen Leute, die wir so eben dem Leser vorgestellt, in die Salons des Cadran Bleu — eines der großen, von der sogenannten guten Gesellschaft besuchten Kaffee- und Weinhäuser — traten, kamen drei Individuen von ziemlich zweideutigem Aussehen in ein kleines, schmales, dunkles Zimmer, welches zu dem dem Cadran Bleu gerade gegenüberliegenden, an der entgegengesetzten Ecke des Faubourg du Temple liegenden Laden eines Weinhändlers gehörte.

Beim Eintritte in den Laden warf einer dieser Männer dem Händler einen kleinen Thaler hin und verlangte einen Schoppen Branntwein, eine Flasche versiegelten Wein und eine Caraffe Wasser.

Dann, als der Verkäufer, nachdem er die drei verlangten Flüssigkeiten herbeigeschafft, sich anschickte, auf das erhaltene Geldstück wieder herauszugeben, sagte der, welcher es ihm zugeworfen:

»Schon gut; es geht auf.«

Der Weinhändler verneigte sich ehrerbietig vor dieser fürstlichen Freigebigkeit.

»Nur,« hob der Mann wieder an, »verlangen wir, allein hier zu bleiben. Sie werden Niemanden eintreten lassen, unter keinerlei Vorwand, ausgenommen eine gewisse Person, die nach uns fragen wird.«

»Seien Sie unbesorgt, das Cabinet gehört Ihnen,« antwortete der Weinhändler, »und man wird Ihren Freund einlassen, sobald er erscheinen wird. Aber woran erkennt man Ihren Freund?«

»Er wird sich nennen.«

»Gut, und wie heißt er denn?«

»Capitän Jacques.«

»Capitän von der Handelsmarine?« fragte der Weinhändler, indem er das mehr als verdächtige Costüm seiner drei neuen Kunden verstohlen musterte.

»Capitän Jacques — damit werden Sie sich begnügen. Und nun lassen Sie uns in Ruhe, wenn's beliebt.«

Der Weinhändler ging hinaus und nun setzte jeder dieser Männer die seinem Geschmack zusagende Flüssigkeit vor sich — der eine nahm den Branntwein, der zweite den Wein, der dritte die Wasserflasche.

Der Mann mit dem Branntwein war der vollendete Typus jener Varietät des Menschengeschlechtes, welche in dem Thierreich den Geier zum Gegenstück hat. Sein Hals war lang und fleischlos und ragte zwischen zwei herabhängenden Schultern hervor; der Kopf war schmal, das Gesicht leichenhaft blaß, die Augen haifischartig, die Nase dünn und krumm und die Arme lang wie ausgespannte Flügel.

Sein Costüm stand hiermit in Einklang. Es bestand

in einem Beinkleid und einem Rock von mehr als fadenscheinigem, hellgrauem Zeuge, aus buntgewebten Strümpfen und einem rothfuchsigen, abgegriffenen dreieckigen Filzhut.

Ganz in die Betrachtung des ihm dargereichten Getränkes versunken, wovon er schnell hinter einander zwei kleine Tassen zu sich nahm, schien er sich um seine äußere Erscheinung sehr wenig zu kümmern.

Ganz anders war der Jünger des Bacchus. Er trug Beinkleider von Droguett, einen apfelgrünen Rock mit sehr langen Schößen und von ganz absonderlichem Schnitt, ein Halstuch mit gestickten Zipfeln und Busenstreifen und stählerne Schnallen auf den beinahe schwarzen Schuhen.

Dieser Mann war der Stutzer der Bande und schien sich fortwährend selbst anzulächeln.

Von Zeit zu Zeit senkte sein Blick sich stolz auf einen an seinem Halstuch befestigten Topas, dessen wunderbare Dimensionen den Beschauer unentschieden zwischen zwei Hypothesen schwanken ließen, denn dieser Stein konnte nur entweder der berühmte Diamant des Sultans von Lahore oder der einfache Pfropf von einer Glasflasche sein.

Uebrigens war der Mann hochgewachsen und schlank gebaut. Seine Gesichtsfarbe war ziegelroth, seine Nase purpurn, sein Haar glatt gekämmt und seine beinahe schönen Zähne dienten ihm bei den guten Mädchen der Stadt Paris zur Empfehlung.

Was den Wassertrinker betraf, so war er auch nicht größer oder stärker als der Mann mit dem Branntwein, seine Gesichtsfarbe aber war braun, sein Auge schwarz und feurig und die Muskeln seines Halses traten scharf hervor. Seine Züge besaßen eine unbezähmbare Energie und hatten

den Ausdruck der Kraft, des Muthes und der Entschlossenheit. Sein Costüm war erbärmlich genug, um das seiner beiden Begleiter nicht in den Schatten zu stellen.

»Filoche,« sagte der Mann mit dem Topas zu diesem Letztern, »Du machst mich ganz schaudern bei jedem Glas Wasser, welches ich Dich hinunterstürzen sehe, und ich frage mich, wie ein menschliches Geschöpf so wenig Menschlichkeit besitzen kann, daß es diese Flüssigkeit genießt, welche nur für arme Thiere, wie Hunde, Rinder, Pferde, Enten und andere dergleichen Bestien, bestimmt ist, welchen Du auf diese Weise so ungerecht ihren Antheil schmälerst.«

Filoche zuckte die Achseln.

»Trinke deinen Wein, Lanceron, da Du ihn einmal gern trinkst,« sagte er, »und beschäftige Dich mit unserer Angelegenheit.«

Dann wendete er sich nach einem offenen Fenster, welches gerade auf die Seite des Weinhauses zum Cadran Bleu ging, wo die drei jungen Leute eben ihr Frühstück beendeten.

»Ist er denn auch da?« sagte er.

»Ohne Zweifel. Ich erkenne das Gesicht des Chevalier von hier.«

»Dann wollen wir ihn nicht wieder aus den Augen verlieren,« sagte Filoche.

Hierauf wendete er sich zu dem Branntweintrinker und sagte:

»Du bedarfst deines ganzen Kopfes, Brisbille, mäßige Dich daher.«

»Gut, gut,« antwortete Brisbille, »trinke nur dein Wasser.«

Nun wollen wir wieder in den Cadran Bleu zurückkehren.

Der Vicomte, der Chevalier und der Maler waren, wie wir bereits bemerkt haben, eben in einer Unterhaltung über die Frauen begriffen.

»Da wir einmal im Zuge sind, uns vertrauliche Mittheilungen zu machen,« sagte der Vicomte von Bervilly, »so will ich Euch ein Geständniß ablegen, vor welchem ich mich wohl hüten würde, wenn wir weibliche Ohren in unserer Nähe hätten, denn es ist wichtig, den Frauen die wenigen Illusionen zu lassen, die sie in Bezug auf uns noch bewahren. So, meine Herren, besteht eine dieser Illusionen und zwar eine, welche dem schönen Geschlecht sehr viel werth ist, darin, daß es glaubt, ein Mann, welcher wahrhaft liebt, könne nur einen einzigen Gegenstand auf einmal lieben und dennoch — wir können dies unter einander zugeben — gibt es tausend Beispiele — und ich selbst bin in diesem Augenblicke eines der beklagenswerthesten — daß man doppelt lieben kann und zwar aufrichtig, innig und mit der ganzen Exaltation und dem ganzen von den Dichtern geträumten Delirium.«

»Wie, Unglücklicher!« rief der Maler; »Sie lieben zwei Frauen zu gleicher Zeit und Sie gestehen es! Nicht zufrieden, es zu gestehen, stellen Sie als Princip eine Ungeheuerlichkeit auf, an welche ich nicht denken darf, ohne daß sich mir das Haar auf dem Kopfe sträubt, während sie dem Herrn Chevalier den Appetit raubt, denn wie man sieht, ißt er nicht mehr.«

»Allerdings,« antwortete Herr von Roswil lächelnd, »wenn ich aber aufhöre zu essen, so sträubt sich mir keines-

wegs das Haar, und weit entfernt, mich vor Entsetzen erstarrt zu fühlen, erkenne ich mit Vergnügen die wunderbare Aehnlichkeit, welche zwischen Jules' Ansichten und den meinigen herrscht.«

»Wie, auch Sie, Herr Chevalier?«

»Ja, auch ich. Ich freue mich sehr, zu sehen, daß ich nicht eine beklagenswerthe Ausnahme in der Natur bin, sondern daß das Gefühl, dessen ich mich schon ein wenig schämte, im Grunde genommen nur ein ganz menschliches Gefühl ist.«

»Verzeihen Sie, verzeihen Sie, Herr Chevalier; Sie sind verheiratet, wenn ich nicht irre, und dies erschwert die Sache bedeutend.«

»Wie! Setzt man uns denn, wenn man uns vermält, ein anderes Herz in die Brust, ein Herz, welches nicht fähig ist die Anmuth eines Lächelns, das Feuer eines Blickes, die Weiße einer Hand, den verführerischen Klang einer Stimme zu begreifen? Wenn es vielmehr wahr ist, daß wir immer noch dasselbe Herz behalten, welches geseufzt, welches geliebt hat, welches von Leidenschaften beseelt ist, dann erkläre ich, daß es abgeschmackt uud unsinnig ist, zu einem Menschen zu sagen: Du bist gebunden und folglich wirst Du nicht mehr lieben! Man verbiete ihm dann doch auch zu sehen und Athem zu holen wie früher.«

»Zum Teufel, wie beredt Du doch bist, mein lieber Georges!« rief Jules von Bervilly. »Man sieht, daß Du eine ernste Sache vertheidigst. Weißt Du, daß Du mir Lust machst, sie kennen zu lernen deine Liebschaften?«

»Es sei; aber unter einer Bedingung.«

»Ich bewillige sie im voraus.«

»Sie besteht darin, daß Du vorher erst deine Liebesgeheimnisse mittheilest.«

»Damit bin ich um so bereitwilliger einverstanden, als meine Liebschaften von einer Reinheit sind, daß sie in den Romanen der Frau von Genlis figuriren könnten. Ich kann Euch daher die Personen, welche ich liebe, nennen, ohne fürchten zu müssen, sie dadurch zu compromittiren. Höret also.«

Die drei Freunde rückten ihre Sessel ein wenig vom Tische zurück, setzten sich bequemer und Herr von Bervilly begann folgendermaßen:

»Kennt Ihr den Grafen Cardiano-Cardiani?«

»Ich kenne ihn,« antwortete der Chevalier; »es ist ein venetianischer Graf.«

»Nein, er stammt aus einem alten römischen Geschlecht.«

»Ich bin in Rom gewesen, habe aber diesen Namen niemals nennen hören.«

»Um so schlimmer für Dich, lieber Freund,« fuhr der Vicomte fort, »denn da Du den Grafen nicht kennst, so kennst Du auch nicht seine Tochter Regina, das reizendste Musterbild weiblicher Anmuth, welches ein Maler träumen kann. Sie ist mehr groß als klein, aber von bewundernswürdigem Ebenmaße des Gliederbaues; jeder Blick ihrer unvergleichlichen Augen ist eine Liebkosung und dabei besitzt sie einen Teint von einer Frische, einer Zartheit und einer Weichheit, daß man ihn mit nichts Anderem als einem durchsichtigen Rosenblatt vergleichen kann.«

»Ihr Porträt gefällt mir sehr, mit Ausnahme des letzten Punktes,« sagte Frederic Dalkens. »Ich habe schon dergleichen weiche durchsichtige Nuancen gesehen und ich

weiß, was hinter dieser zarten Anmuth verborgen ist. Mit zwanzig Jahren welkt ein solcher Teint — eine fahle Farbe tritt an die Stelle der leichten Rosen, die schönen runden Wangen werden hohl, die Madonnenstirne trübt sich und bekommt Falten, die hochrothen Lippen werden bleich und es dauert nicht lange, so schließt sich die kühle Erde über der einst so prächtigen Blume.«

»Beruhigen Sie sich; die Tochter des Grafen Cardiano-Cardiani ist nicht Brustkrank. Diese zarte Blume reitet wie eine Amazone und tanzt, daß sie die stärksten und unerschrockensten Tänzer ermüdet.«

»Kurz,« sagte der Chevalier, »Du liebst sie; dies genügt. Und der edle Römer — mit welchem Auge sieht er deine Leidenschaft?«

»Er sieht sie noch nicht.«

»Wie verstehst Du das?«

»Ich bin zweimal in seinem Hotel gewesen und habe ihn noch nicht getroffen.«

»Das ist wenigstens ein sehr eigenthümlicher Vater.«

»Das Hotel des Grafen Cardiano-Cardiani hat nämlich keine Aehnlichkeit mit unsern Hotels in dem Faubourg Saint-Germain. Die italienischen Sitten, besonders die des römischen Adels, gestatten, wie es scheint, ein ziemlich originelles Gebaren und eine Ungezwungenheit, welche bei uns nicht am rechten Orte wäre. Uebrigens wird der Graf von einer Leidenschaft verzehrt, welche ihn mit sich fortreißt und ihn nur zu oft von seinen Hausgöttern entfernt hält.«

»Von der Leidenschaft des Spieles wohl?« sagte der Maler.

»O nein.«

»Dann also von der Leidenschaft für die Frauen?« rief der Chevalier von Roswil.

»Eben so wenig.«

»Von der Leidenschaft des Wirthshaussitzens? Wäre dein römischer Edelmann weiter nichts als ein gemeiner Trunkenbold?«

»Ihr habt es noch nicht getroffen.«

»Aber dann, wir sehen nicht ein, wie —«

»Seine Leidenschaft ist die der Medaillen, meine Herren. Der Graf ist ein enragirter Numismatiker.«

»Na, das ist eine Leidenschaft, die ihn nicht zu großen Thorheiten verleiten wird.«

»Lachet nicht — er besitzt eine der schönsten Sammlungen der Welt. Die vollständigste Sammlung aber ist, wie es scheint, immer noch unvollständig. Wenn der Graf Cardiano-Cardiani bemerkt, daß in seinem Medaillenschranke noch ein Caracalla oder sonst etwas dergleichen fehlt, so ruht und rastet er nicht eher, als bis er diese Lücke ausgefüllt hat.«

»Aber ein Caracalla —«

»Man erzählt von ihm in dieser Beziehung ganz eigenthümliche Züge. Um hier nur ein Beispiel anzuführen, ist er eines Tages aus seinem Hotel fortgegangen, um auf dem Quai des Orfevres einen Augustulus zu kaufen und erst nach Verlauf von drei Monaten wieder nach Hause gekommen.«

»Drei Monate hat er gebraucht, um den Rückweg von dem Quai des Orfevres nach seiner Wohnung zu machen?«

»Ja, aber mit einem kleinen Umwege durch das Königreich Polen. Der Augustulus war nämlich am Tage vorher von einem polnischen Palatin gekauft worden und der Graf diesem sofort nach Warschau nachgereist.«

»Und was ist mittlerweile aus Signorina, seiner schönen Tochter, geworden?«

»Das will ich Euch sagen. Wenn er vernarrt ist in Medaillen, die zuweilen seine Promenaden verlängern und ihn bis nach Polen hineinführen, so ist er nicht weniger vernarrt in seine reizende Tochter, bei welcher er seine ganze Zeit zubringen möchte, denn ich habe vergessen Euch zu sagen, daß der edle Römer schon seit vielen Jahren Witwer ist. Um seinen Schmerz über den Verlust seiner Gattin zu beschwichtigen, hat er begonnen alle Launen, alle Wünsche seiner Tochter zu befriedigen, und da er sehr reich ist, so ist ihm dies nicht schwer geworden. Als die Signorina Regina des Luxus und der häuslichen Pracht endlich überdrüssig geworden ist, hat er zu anderen Zerstreuungsmitteln Zuflucht nehmen müssen und seiner Tochter eine Duenna gegeben, eine alte Verwandte, die er ausdrücklich aus Italien hat kommen lassen, um seine Tochter in die Welt einzuführen und ihr zu gestatten, während seiner allzuhäufigen Reisen Besuche zu empfangen.«

»Und die junge Heldin Ihres Romans lohnt Ihnen mit Gegenliebe?« unterbrach der Maler Frederic Dalkens.

»Ich vermuthe es.«

»Dann werden Sie bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten, wenn er nämlich einmal nicht mit Medailleneinkäufen beschäftigt ist.«

Der auf diese Weise interpellirte Vicomte schwieg

einige Augenblicke und schien über einen sehr ernsten Gegenstand nachzudenken. Dann verbreitete sich ein Anflug von Melancholie über seine Züge.

»Ich wette, daß unser Freund in diesem Augenblicke an seine zweite Liebe denkt — denn er hat es uns gesagt, er liebt doppelt und wir kennen bis jetzt erst Nummer Eins — eine reizende Italienerin, deren Vater mit wissenschaftlichen Schwächen behaftet ist.«

»Ihr habt es gesagt,« hob der Vicomte wieder an, »dieses Wort von Ehe hat mich plötzlich an die ganze Schwierigkeit meiner Lage erinnert. Ich liebe ein anderes Weib, eine anbetungswürdige Cousine.«

»Jedermann hat seine Cousine geliebt.«

»Glaubst Du?«

»Parbleu! Das ist so herkömmlich. Die deinige ist, wenn ich mich nicht irre, eine kleine Provinzialin, die ein Schloß ganz hinten in der Bretagne bewohnt.«

»Louise von Prie ist eben so schön als Fräulein Cardiani, besitzt aber eine ganz andere Schönheit. Aus den Augen dieser habe ich eine stürmische Leidenschaft gesogen, welche vielleicht die Qual meines ganzen Lebens sein wird; — jene hat mir ein süßes, zärtliches Gefühl eingehaucht, welches ich in Stunden der Entmuthigung im Grunde meines Herzens wiederfinde und welches mich tröstet. Ihr ruhiger, durchsichtiger Blick, ihr jungfräuliches Lächeln ist der Abglanz ihrer Seele. Ich fühle, daß sie das Weib ist, welches mir zusagen würde, mit welchem ich glücklich sein könnte, denn Ihr kennet meinen Hang zur Zurückgezogenheit.«

»Nun, dann heirate deine Cousine.«



»Die Vernunft räth es ihm,« sagte der Maler, »in der Liebe aber hat die Vernunft allemal Unrecht. Deshalb wird Fräulein Cardiani den Sieg davontragen.«

»Das fürchte ich allerdings auch,« sagte der Vicomte.

»Wie? Du fürchtest es? Dann wirst Du sehr zu beklagen sein.«

»Etwas sagt mir,« hob er in einem Tone an, durch welchen tiefe Wehmuth hindurchschimmerte, »daß diese Liebe mit einem großen Schmerze enden wird.«

»Meine Herren,« rief Frederic Dalkens, »wir gerathen in's Idyllenhafte und das ist nach dem Frühstück durchaus nicht gesund. Lieber lese ich dann eine Novelle von Herrn von Florian. Ehe wir in unseren vertraulichen Mittheilungen weiter fortfahren und um diese schwarze Melancholie zu verscheuchen, schlage ich Ihnen vor, erst noch eine Flasche zu leeren.«

Die Flasche ward von dem Wirth des Cadran Bleu in eigener Person gebracht.

Als man sie geleert hatte, hob der Maler wieder an:

»Ich sollte, um eine heitere Stimmung zu erzeugen und um Ihnen mit einem guten Beispiele voranzugehen, sofort meine eigenen Liebschaften erzählen. Ich verfalle nicht wie der Vicomte und wie ohne Zweifel auch der Chevalier in jenes Uebermaß von Empfänglichkeit. Ich liebe nur eine einzige Dame — meine einzige Rosalinde, und ich schwöre Ihnen, wenn einer von Ihnen an meiner Stelle wäre, so würde sie ihn wohl abzuhalten wissen, ihr eine Rivalin zu geben. Aus Bescheidenheit lasse ich jedoch das Wort dem Chevalier, der uns eine seltene, merkwürdige, wunderbare,

unerhörte Geschichte versprochen hat — die Geschichte eines Ehemannes, welcher seine Frau hintergeht.«

»Die Geschichte ist eine sehr alltägliche, das gestehe ich, aber dennoch faßt sie ein Ereigniß in sich, welchem es nicht an Originalität mangelt.«

»Wir sind ganz Ohr.«

Der Chevalier ergriff hierauf das Wort und begann:

Viertes Capitel.

Frauenstudien.

»Ein Edelmann, welcher eine Lobrede auf seine Frau hält,« sagte der Chevalier Roswil zu seinen beiden Freunden, »kann nicht in den Verdacht der Parteilichkeit kommen. Von ihrer Schönheit spreche ich nicht. Sie haben meine Frau in der Gesellschaft gesehen, wo sie sehr wenig ihres Gleichen zählt. Unsere Heirat war gleichzeitig eine Convenienzheirat und eine Heirat aus Liebe. Ich fand bei ihr die seltensten Eigenschaften des Herzens und des Geistes, eine vollkommene Gleichheit des Temperamentes in Verbindung mit großer Charakterfestigkeit, Sanftheit, wenig Gefallsucht, kurz, ich war der glücklichste aller Ehegatten, als plötzlich eine schwarze Wolke sich an meinem schönen blauen Himmel zeigte.«

»Waren Sie schon lange verheiratet, als diese Wolke aufstieg?« unterbrach ihn der Maler.

»Ungefähr ein Jahr.«

»Ein Jahr? Ihre Frau muß ein Engel sein. Fahren Sie fort.«

„Wir waren also seit einem Jahre verheiratet, als ich bei einem von dem Marquis von Chatelun gegebenen Feste, wo meine Frau große Erfolge errang, das Unglück hatte, mich von den schwarzen Augen und dem aufgeweckten Wesen einer Kokette aus der Provinz fangen zu lassen, welche unter den Augen ihres Mannes, des ehemaligen Präsidenten beim Parlament von Toulouse, in Paris debutirte.

„Der Präsident zählte, wie es schien, wenigstens fünfundsechzig Jahre, die Präsidentin kaum zwanzig Frühlinge. Ich war bei einem tête-à-tête, welches ich mir mitten unter dem Tumulte zu verschaffen verstand, eifrig und galant und ich mußte ihr gefallen, denn als ich sie verließ, hatte ich die Erlaubniß erhalten, ihr den nächstfolgenden Tag auf dem Boulevard zu begegnen, wo sie sich als eine echte Provinzialin in ihrer Equipage zeigen wollte.

„Am nächstfolgenden Tage, als die verabredete Stunde heranrückte, sagte ich daher zu meiner Frau:

„Ich habe einige Freunde zu besuchen, und wir werden daher heute nicht zusammen ausgehen können. Ich werde vielleicht sogar den Abend außer dem Hause zubringen, morgen dagegen werde ich das Vergnügen haben, Dich in die Oper zu führen.“

„Ja, besuche deine Freunde,“ antwortete sie mir mit ihrer unerschütterlichen Sanftmuth. „Pflege ich Dir wohl jemals Zwang anzuthun?“

„Ich eilte mich anzukleiden. Eine halbe Stunde später durchschritt ich den Salon in einer Toilette, die mir ziemlich triumphirend zu sein schien, und schickte mich, nachdem ich einen zärtlichen Kuß auf die Hand meiner Gattin

gedrückt, zum Fortgehen an, als sie mich durch eine Geberde zurückhielt.

„Mein Freund,“ sagte sie mit vollkommener Ruhe, „es ist jetzt erst halb vier Uhr und dein Rendezvous mit der Präsidentin ist erst um vier. Du kannst mir daher noch einige Augenblicke schenken!“

Bei diesen einfachen Worten, die in einem so sanften Tone gesprochen wurden, als wenn es sich um die einfachste und alltäglichste Sache von der Welt handelte, verlor ich alle Fassung und konnte kaum einige unzusammenhängende Worte stammeln.

„Setze Dich doch,“ fuhr sie fort, ohne wie es schien, meine Unruhe zu bemerken. „Was ich Dir zu sagen habe, wird höchstens zehn Minuten beanspruchen — in zehn Minuten werde ich Dir deine Freiheit wiedergeben.“

„Ich nahm mechanisch einen Sessel, auf den ich mich mehr niederfallen ließ, als mich setzte. Ich war wie ein Verurtheilter, dem man seinen Urtheilsspruch vorlesen will, und die Worte: „Dein Rendezvous mit der Präsidentin ist erst um vier Uhr“ summten mir noch in den Ohren.

„Mein Freund,“ hob meine Frau wieder an, indem sie immer noch jene engelgleiche heitere Ruhe bewahrte, welche mich mit kaltem Schauer erfüllte, „ich mache keinen Anspruch darauf, mehr Geist zu besitzen, als man gewohnt ist bei meinem Geschlecht anzutreffen. In vielen Dingen aber habe ich mir eine Meinung gebildet, die den von der Gesellschaft, unter welcher wir leben, allgemein angenommenen Ideen entgegengesetzt ist. So erkenne ich zum Beispiel in der Ehe nicht zwei verschiedene Sittengesetze an — eines für den Mann, das andere für die Frau, eines, welches die Galan-



terie duldet, ein anderes, welches sie verbietet. Ich weiß wohl, daß die Welt nicht einer gewissen Toleranz ermangelt und daß die Frau, welche öffentlich einer Maitresse geopfert wird, nachsichtige Herzen findet, wenn sie Trost verlangt, dafern sie nur mit einem gewissen Geheimniß dabei zu Werke geht und ihr Gatte nichts davon weiß. Ich besitze aber zu viel Stolz, als daß ich eine solche Rolle spielen und mich jemals dazu erniedrigen sollte, Dich zu hintergehen. Ich erkläre Dir daher, mein Freund, mit einer Offenheit, welche Du mir Dank wissen mußt, daß ich es mir zur Pflicht machen werde, Dir in allen Dingen nachzuahmen, und daß, von welcher Art auch die Folgen sein mögen, mein einziges und alleiniges Gesetz Dir gegenüber das Gesetz der Wiedervergeltung sein wird!«

»O Madame!« konnte ich bei dieser niederschmetternden Erklärung nicht umhin auszurufen.

»Es ist dies keine Drohung,« hob sie wieder an, »sondern ein einfacher freundschaftlicher Rath.«

»Und mit einem Lächeln, welches mich durchbohrte wie ein Pfeil, setzte sie hinzu: »Nun sind die zehn Minuten vorüber. Es wäre nicht schicklich, wenn Du die Präsidentin warten lassen wolltest. Geh', mein Freund, ich halte Dich nicht mehr.«

»Und sie nahm wieder ihre Stickerei zur Hand, als ob wir von Moden, vom Theater oder irgend einer andern Frivolität gesprochen hätten.

»Wie hatte meine Frau das Geheimniß meines Stelldicheins erfahren? — Dies ist ein kleines Frauengeheimniß, dessen Schleier ich später nicht zu heben versuchte, weil ich

mich scheute, auf einen so delicaten Gegenstand wieder zurückzukommen.

»So viel ist indessen gewiß, daß ich für den Augenblick einer solchen Kaltblütigkeit gegenüber den Kopf verlor. Ich gestand meinen Fehltritt und schwur, nicht wieder darein zu verfallen.

»Dann bemühte ich mich jedoch, ihr den ungeheuren Unterschied begreiflich zu machen, welcher zwischen dem Leichtsinne des Mannes und der Untreue des Weibes besteht. Ich war sehr beredt und bethätigte sogar einige Gelehrsamkeit, indem ich ihr die Aussprüche von Moralisten, Philosophen und Poeten citirte. Vergebliche Mühe — überflüssige Anstrengungen.

»Sie beharrte unerschütterlich bei ihrer ersten Erklärung und ich mußte die Stirn beugen.

»Es versteht sich von selbst, daß ich der schönsten Präsidentin der Welt entsagt hatte, und ich hatte mir fest vorgenommen, künftig jede Versuchung dieser Art von mir zu weisen. Aber leider, Jedem von uns ist hienieden sein Loos bestimmt und keiner kann ihm entrinnen.«

»Das heißt so viel,« sagte der Vicomte von Bervilly, »daß Du wieder in die Lieblingssünde verfielst, welche Du geschworen hattest zu fliehen.«

»Das wird aber gefährlich — wegen jenes verwünschten Wiedervergeltungsgesetzes,« rief der Maler.

»Armer Chevalier,« setzte der Vicomte hinzu.

»Meine Herren, meine Herren!« rief der Chevalier, »Sie irren sich; das ist es nicht. Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich irren.«

Das gute Mahl, der treffliche Wein und das Feuer

der Conversation hatten unsere drei liebenswürdigen Zecher vollständig berauscht.

Einige Augenblicke lang hörte man nichts als ein Wortgeklirr und ein Lauffeuer von Scherzen und Witzen, welche den unglücklichen Chevalier bombardirten.

»Wenn es Sie in Verlegenheit bringt, Ihre Geschichte weiter zu erzählen, so thun Sie sich keinen Zwang an — wir werden einen dichten Schleier über die Entwicklung werfen.«

»Und wir werden Dir alle wünschenswerthen Tröstungen bieten.«

Endlich konnte der Chevalier in der Erzählung seiner auf so scherzhafte Weise unterbrochenen Ehestands-Odyssee weiter fortfahren.

»Ein einziges Wort wird alle eure Witzeleien zum Schweigen bringen. Meine Frau weiß noch nichts und nicht wahr, Ihr, meine lieben Freunde, werdet auch nicht zu ihr gehen, um ihr meinen Fehltritt zu verrathen, um so weniger, als ich buchstäblich von Gewissensbissen zerfleischt werde?«

»Wie kannst Du uns einer solchen Schurkerei fähig glauben!«

»Aber erzählen Sie uns doch ein wenig von dem hübschen Dämon, der Sie in Versuchung geführt hat.«

»Geht sie an den Hof? Gehört sie zur Aristokratie, oder ist sie eine einfache bürgerliche Dame?«

»Sie heißt Olympia. Das ist Alles, was ich Euch sagen kann, denn es ist Alles, was ich selbst von ihr weiß.«

»Wie, Alles, was Du weißt?«

»Ihr werdet es sehen — es ist ein vollständiges Abenteuer, unwahrscheinlich wie ein Roman.«

Der Chevalier erzählte seinen beiden Freunden, wie er diese geheimnißvolle und reizende Olympia kennen gelernt. Die Bälle der großen Oper standen damals in ihrem ganzen Glanze und vom Martinstage an bis zum Aschermittwoch drängte sich alle Sonntage und Donnerstage die elegante Welt dorthin, weniger angelockt durch das Vergnügen des Tanzes als durch den Reiz der Intriguen unter der Maske.

Die galanten Frauen bildeten nicht allein das weibliche Personal dieser Feste, bei welchen tolle Freuden und leichtfertige Vergnügungen herrschten.

Von der Verkleidung und der schwarzsammtenen Gesichtsmaske begünstigt, wagte sich mehr als eine Frau aus der guten Gesellschaft mit oder ohne ihren Chevalier hin, wenn es auch blos geschah, um aus reiner Neugier einen kleinen Zipfel des Schleiers zu heben, welcher die Sitten einer andern Gesellschaft ihren Blicken entzog.

Selbst der Hof von Versailles hatte dem Ball der großen Oper mehrmals einige verstohlene Dominos geliefert, die einen schüchternen Fuß unter diese vom Wahnsinn des Carnevals ergriffene Menge setzten.

Der Chevalier von Roswil verfehlte nicht auf den Bällen der königlichen Akademie der Musik so oft zu erscheinen, als er sich von seiner Gattin hinwegschleichen konnte.

Eines Nachts, gegen das Ende des Carnevals, zu der Zeit, wo das Gedränge größer war als je und man sich in dem Theater des Boulevards Saint-Martin buchstäblich erdrückte, stand er ganz allein in der Nähe des Orchesters,

als seine Aufmerksamkeit durch einen Tumult angezogen ward, der sich einige Schritte von ihm erhob.

Eine Dame in einem kostbaren mit silbernen Fransen besetzten Domino von rosenfarbenem Atlas ward von mehreren Masken verfolgt, welche sie zu insultiren schienen.

Die Dame schien in der größten Angst zu schweben. Sie flüchtete sich in die Nähe des Chevaliers, und zwei schöne Augen, die ihn durch die Oeffnungen der Sammetmaske hindurch anblickten, schienen um seinen Schutz zu flehen.

Er nahm die Unbekannte beim Arm, stieß die zudringlichen Masken zurück, drohte ihnen sogar und entfernte sich mit der Dame eiligst nach einer Loge.

»Madame,« sagte er, »ich schätze mich glücklich, Ihnen einen, wenn auch unbedeutenden Dienst geleistet zu haben. Sie scheinen mir aber noch in großer Gemüthsbewegung zu sein — Sie zittern — beruhigen Sie sich. An der Seite des Chevalier von Roswil haben Sie nichts mehr zu fürchten.«

»Dank, tausend Dank,« antwortete ihm die Dame in dem rosenfarbenen Domino, ohne, wie dies unter der Maske gewöhnlich zu geschehen pflegt, ihre Stimme zu verstellen zu suchen. »Es ist kein unbedeutender Dienst, den Sie mir geleistet haben — Sie haben mich aus einer großen Gefahr gerettet — aber dies ist noch nicht Alles.«

»Was kann ich denn noch für Sie thun?« fuhr der galante Chevalier von Roswil fort. »Haben Sie vielleicht Ihre Gesellschaft verloren? Sagen Sie ein Wort, und wie schmerzlich auch ein solches Opfer für mich sein mag, so werde ich doch sofort die betreffenden Personen aufsuchen, wenn Sie mir dieselben näher bezeichnen wollen.«

»Sie sprechen von Opfer,« sagte lächelnd die Unbekannte, die sich wieder ein wenig zu beruhigen begann. »Es ist das sehr freundlich und gefällig von Ihnen, denn ich bin vielleicht häßlich und alt. Sehen Sie daher wohl zu, welchen Unannehmlichkeiten Sie sich vielleicht aussetzen. Sie zittern nicht?«

»Ich bin überzeugt, daß Sie eben so schön als geistreich sind. Und was Ihr Alter betrifft, so können die Augen, deren Glanz Sie mir nicht verbergen können, die Frische Ihrer Stimme, dieser bezaubernde Wuchs, dessen Umrisse sich unter den Falten des Gewandes errathen lassen —«

»Wohlan, ja, ich bin jung, und einige nachsichtige Freunde haben mir auch gesagt, daß ich schön bin —«

»Sie sind anbetungswürdig!«

»Entflammen Sie sich nicht so schnell, denn ich könnte Ihren Enthusiasmus mißbrauchen. Seien Sie also vorsichtig.«

»Reden Sie! Was soll ich thun? Ich bin Ihr Diener.«

»Versprechen Sie, mir blindlings zu gehorchen?«

»Ich verspreche es.«

»Schwören Sie mir es?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort als Cavalier.«

Während dieses raschen Zweigesprächs hatte die Unbekannte Herrn von Roswil aufmerksam betrachtet, und als dieser, nachdem er sein Wort gegeben, ihre Wünsche zu erfüllen, sie zärtlich bei der Hand faßte und dieselbe an seine Lippen drückte, zuckte sie zusammen und schien mit der andern Hand das stürmische Klopfen ihres Herzens beschwichtigen zu wollen.

Der Chevalier brachte diese Bewegung auf Rechnung des Schreckens, den sie gehabt, denn er gehörte nicht zu jenen in Bezug auf ihre eigenen Vorzüge verblendeten Wesen, welche sich einbilden, daß eine Dame sich binnen wenigen Minuten in sie verlieben könne.

»Hören Sie,« sagte der rosenfarbene Domino, »und beseufzen Sie Ihr Schicksal. Ich habe eine unverzeihliche Thorheit begangen — ich bin allein hierhergekommen. Die Leute, welche mich verfolgen, dürfen mich nicht wiedersehen. Nein, das darf nicht geschehen — hören Sie wohl? Wir werden bis zum Ende des Festes in dieser Loge bleiben. Bei Tagesanbruch, wenn die Menge sich so weit gelichtet haben wird, daß es uns leicht sein wird, zu sehen, ob diese Leute fort sind, werden Sie einen Fiaker herbeirufen. Ich werde Sie verlassen und Sie werden mir schwören, nicht zu erfahren zu suchen, wer ich bin. —«

Der Chevalier war vor Liebe schon halb wahnsinnig. Er schwur Alles, was der rosenfarbene Domino verlangte, brachte eine Nacht in einem berauschenden, aber ehrerbietigen tête-à-tête zu, allein in einer abgelegenen Loge mit der Unbekannten, deren Conversation bald von funkelndem Witze sprühte, bald die weicheren Gefühle des Herzens in Anspruch nahm.

Als der Tag anbrach und ein dienstbarer Geist dem Chevalier gemeldet hatte, daß ein Fiaker sie vor dem Theater erwartete, hatte Herr von Roswil der Unbekannten schon zehnmal seine Liebe gestanden und sie hatte dieselbe nicht zurückgewiesen. Dennoch aber hatte sie sich hartnäckig geweigert, sich zu demaskiren.

»Hören Sie,« sagte sie, indem sie ihn verließ,

»wenn Sie Ihr Wort halten, wenn Sie zwei Monate lang keinen Versuch machen und keinen Schritt thun, um zu entdecken, wer ich bin, wohlan, dann werde ich Ihnen vielleicht schreiben und wir werden uns wiedersehen.«

Der Fiaker, welcher den rosenfarbenen Domino davonführte, entfernte sich und der Chevalier folgte, glücklich und traurig zugleich, ihm lange mit den Augen. Glücklich fühlte er sich über die wonnigen Stunden, die er in der Gesellschaft seiner Unbekannten zugebracht, deren wohllautende Stimme noch in seinem Ohr hallte — traurig, wenn er an den Schwur dachte, den er gethan.

Diesen Schwur hielt er aber auf's Gewissenhafteste. Es wäre ihm leicht gewesen, durch Nachfragen im Directionsbureau der öffentlichen Fuhrwerke von Paris den Fiaker wiederzufinden, welcher die Dame hinweggeführt, deren Erinnerung in seinem innersten Herzen lebte.

Zwanzigmal fühlte er sich versucht, diesen Schritt zu thun. Ein gewisses Etwas aber sagte ihm, daß er endlich für seinen Gehorsam belohnt werden und den Gegenstand seines unaufhörlichen Denkens wiedersehen würde.

Gerade zwei Monate nach dem Ball im Opernhause steckte ihm eine alte Frau auf der Straße verstohlen ein Billet zu und entfernte sich, ehe er, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt, daran dachte, sie zu befragen.

Dieses Billet lautete:

»Sie haben mir gehorcht. Wenn es Ihnen nicht zuwider ist, daß man Ihnen danke, so begeben Sie sich nächsten Sonnabend nach Saint-Germain. Spazieren Sie auf der Terrasse hin und her und um drei Uhr werden Sie dort sehen

»die Dame, welche sich nicht unterzeichnet.«

Trunken vor Freude zählte Herr von Roswil die Stunden, die Minuten bis zu diesem verheißungsvollen Sonnabend.

Als dieser Sonnabend endlich da war, begab sich der Chevalier schon am frühen Morgen nach Saint-Germain. Mittags war er schon auf der Terrasse, welche er zehnmal ihrer ganzen Länge nach durchschritt. Endlich schlug es auf der Uhr des Schlosses drei und gleich darauf sah er neben dem sogenannten Waldthore eine junge, schöne, mit eleganter Einfachheit gekleidete Dame auf sich zukommen.

Er erkannte sie sofort, obschon er ihr reizendes Gesicht zum ersten Mal sah, und ohne die Nähe einiger Spaziergänger würde sich der Chevalier ihr zu Füßen geworfen haben, um ihr für die unaussprechliche Gunst zu danken, welche sie ihm erwies, indem sie sich dem Manne zeigte, der sie bis jetzt nur durch die Einbildungskraft hatte lieben können.

So lautete ungefähr die Geschichte, welche der Chevalier von Roswil in dem Cabinet des Cadran Bleu vor den Ueberresten eines feinen Frühstücks seinen Freunden erzählte. An dieser Stelle ward er durch den Vicomte von Bervilly unterbrochen.

„Das Abenteuer ist ganz allerliebst, aber ich hoffe, daß es hiemit noch nicht zu Ende ist. Die schöne Unbekannte — dies versteht sich von selbst — ist deine Geliebte geworden und Du kennst jetzt —“

„Sie ist meine Geliebte geworden, aber ich bin mit ihr noch nicht weiter als in der Nacht, wo ich ihr zum

ersten Male auf dem Maskenball der großen Oper begegnete. Sie ist für mich immer noch die Unbekannte des Maskenballes und ich weiß weiter nichts, als daß sie Olympia heißt.«

»Wie!« riefen Jules von Bervilly und Frederic Dalkens erstaunt.

»Ihr werdet es sogleich sehen. Am Tage unserer ersten Zusammenkunft in Saint-Germain beschwor ich sie, einen wenn auch nur kleinen Zipfel des Schleiers zu heben, in welchen sie sich hüllte. »Mein Freund,« sagte sie zu mir, »wenn Sie mich wirklich lieben, wenn Sie nicht wollen, daß eine unübersteigliche, ewige Schranke — verstehen Sie wohl — sich sofort zwischen uns aufrichte — und ich schwöre Ihnen, daß dies der Fall sein würde — dann unterbrechen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht, sondern respectiren Sie mein Geheimniß. Es steht dabei mein Leben auf dem Spiele. In einigen Stunden werden wir uns trennen. Sie werden nach Paris zurückkehren und mich hier lassen; aber bald, so bald als möglich — verlassen Sie sich auf mich — werde ich Ihnen schreiben. Nur unter dieser Bedingung können wir uns wiedersehen.«

»Ich mußte natürlich auf diese Forderung eingehen und seitdem herrscht bei unseren Zusammenkünften immer noch dasselbe Geheimniß.«

»Diese Zusammenkünfte haben also ihren Fortgang?«

»Erst heute Morgens hat ein Billet von Olympia mir gemeldet, daß wir uns in zwei Tagen in Chenevières treffen werden.«

»An Ihrer Stelle,« sagte Frederic Dalkens, »würde

mich dies auf allerhand Gedanken bringen. Ich für meine Person bin bei meinen Vergnügungen kein Freund von so vielen Verwicklungen.«

»Das, wovon Sie kein Freund sind, ist aber dennoch vielleicht gerade das, was mich am meisten an Olympia fesselt. Ein alltäglicher galanter Umgang würde mich ohne Zweifel sehr bald ermüdet haben — aber diese Vorsicht, diese fortwährende Ungewißheit des Tages des Glückes, diese junge, schöne, geistreiche, distinguirte Dame, welche einige Stunden lang mein, ganz mein ist und welche dann verschwindet und mir nur die Erinnerung zurückläßt — selbst die Gefahren, welche sich unter so vielen Geheimnissen verbergen können — alles dies entzückt mich, fesselt mich, bezaubert mich und ich wäre vielleicht der unglücklichste aller Menschen, wenn der Schleier jemals zerrisse.«

Wenige Augenblicke später verließen die drei Freunde den Restauranten zum Cadran Bleu.

In dem Augenblick, wo sie den Boulevard überschreiten wollten, um in die Stadt zurückzukehren, stand eine Gruppe von vier Männern auf der Schwelle des kleinen Weinhauses an der Ecke des Boulevards du Temple.

Meister Martin, der rechtschaffene Handelsmann unter dem Aushängschilde des Fuchses, gehörte mit zu dieser Zahl. Die Anderen waren dieselben Personen, welche wir bereits durch ein Fenster des Weinladens nach dem Cadran Bleu haben spähen sehen.

Meister Martin bezeichnete die drei Freunde einem seiner Cameraden.

»Siehst Du dort den langen, schlanken, blonden Mann?

Dies ist der Vicomte von Bervilly. — Geh! — Ich gebe Dir drei Tage.«

Dann wendete er sich zu dem zweiten und sagte:

»Dir weise ich den Braunen zu, welcher den Degen fast wagrecht trägt. Es ist dies der Chevalier von Roswil.«

»Ich kenne ihn wohl — seid unbesorgt, Capitän.«

Die beiden Männer, welchen Meister Martin diese Aufträge ertheilt, verließen sofort die Schwelle des Weinladens und folgten den drei jungen Leuten von Weitem nach.

Als diese sich in der Nähe der Place Royal trennten, heftete sich der Mann mit dem langen, hagern Halse, den wir mit dem Namen Brisbille bezeichnet haben, an die Fersen des Anbeters der schönen Regina Cardiani und Lanceron, der Mann mit dem fabelhaften Topas, begleitete in ehrerbietiger Entfernung und mit affectirt graziösen Schritten den Geliebten Olympia's, den Chevalier Georges von Roswil.

Fünftes Capitel.

Ein Bekenntniß.

Sobald als Lanceron und Brisbille verschwunden waren, während sie dem Vicomte von Bervilly und dem Chevalier von Roswil von Weitem folgten, wendete Meister Martin sich zu dem dritten, der neben ihm stehen geblieben war.

»Nun, und wie steht es mit uns Beiden, Meister Filoche?« sagte er. »Was wird aus unserem Manne?«

»Aus unserem Manne, Capitän? Der ist todt!«

»Eines natürlichen Todes gestorben?«

Ein unheimliches, grausames Lächeln zuckte über Meister Filoche's rothes Gesicht.

»Na, kurz und gut, er ist todt — aber die Papiere?«

Der Bandit zog langsam aus einer der umfangreichen Taschen seiner Jacke eine Rolle Papiere und übergab sie dem, den er den Capitän nannte.

Eine Stunde später schlug Meister Martin, in einem kleinen schwarzen Hinterzimmer seines Trödelladens in der Rue de la Calandre sitzend, die Rolle auseinander, und legte eine große Anzahl einzelner Blätter in die gehörige Reihenfolge.

Trotz seiner Bemühungen aber gelang es ihm nicht, das Manuscript vollständig zu machen, denn es zeigten sich noch mehrere Lücken.

Dennoch aber begann er es mit größter Aufmerksamkeit zu lesen und wir werden es machen wie er, überzeugt, daß die auf diesen Blättern geschriebene Geschichte, wie fremd sie auch anfangs unserm Gegenstande zu sein scheinen mag, sich später durch irgend ein unvorhergesehenes Band mit demselben verknüpfen wird.

Das Manuscript führte den Titel: »Mein Bekenntniß.«

Meister Martin, Trödler und Handelsmann in der Cité unter dem Aushängeschild des Fuchses, oder der Capitän Jacques, Anführer einer geheimnißvollen Bande, wie man will, las demnach Folgendes:

Ich will die Geschichte meines Lebens schreiben.

Schon seit langer Zeit bin ich mit diesem Gedanken umgegangen. Anfangs verwarf ich ihn als eine Thorheit, später als Wahnsinn.

Was kann es nützen, wenn ich dem Papier Geheimnisse anvertraue, welche, wenn sie meinen Mitmenschen bekannt würden, mich zu einem Gegenstand des Widerwillens und Abscheues machen müßten. Alles dies habe ich mir gesagt.

Zwanzigmal habe ich die Feder ergriffen und zwanzigmal wieder weggeworfen. Heute kann ich dem Gedanken, der sich mir fortwährend aufdrängt, nicht länger widerstehen und ich beginne meine Bekenntnisse.

Bekenntnisse — dieses Wort, welches ich zufällig hingeschrieben, offenbart mir vielleicht das Gefühl, welchem ich gehorche.

Der Mensch ist nicht geschaffen, um allein zu leben.

Er trägt in sich ein unabweisbares Bedürfniß der Mittheilung.

Innere Stimmen erheben sich fortwährend in seinem Herzen und suchen einen Ausgang.

Die reinen Gefühle, die sanften Tugenden, die Freude, das Glück werden erst durch das Vertrauen vollständig. Auch der Verbrecher muß Vertraute haben und selbst die Gewissensbisse können nicht schweigen.

»Was haben Euch diese armen Vögel gethan?« sagte ein Vorübergehender zu einem Unbekannten, welcher in einem Walde Vogelnester zerstörte.

»Diese Vögel? Diese lügnerischen Vögel klagen mich an, meinen Vater umgebracht zu haben!«

Wenn der Vorübergehende nicht diese Frage an den Vatermörder gerichtet hätte, so würde der Vatermörder dem Vorübergehenden nachgelaufen sein, um ihm sein seltsames Geständniß zu thun.

Ich habe keinen religiösen Glauben mehr. Ich habe den Glauben meiner ersten Jahre unter den hinter mir aufgehäuften Ruinen zurückgelassen. Aber ich muß gestehen, daß der Katholicismus, indem er das Bekenntniß, die Beichte, in seine Dogmen aufgenommen, ein nie genug zu preisendes Werk der Humanität geübt hat.

Dieses Papier sei demnach mein Vertrauter, ein verschwiegener, zuverlässiger Vertrauter.

Ich bin im Jahre 1750 geboren und von zwei Brüdern der jüngere. Nach mir kamen noch drei Schwestern. Ich zähle daher gegenwärtig siebenunddreißig Jahre, denn ich schreibe dies im Monat März des Jahres 1787.

Mein Vater war Verwalter eines der großen Landgüter, welche die Familie der Grafen von Givré in dem Beaujolais besaß

Diese Besitzungen erstreckten sich von dem Abhange der Gebirgskette, welche das Forez durchschneidet, bis an die Ebenen, welche von der Saône bespült werden.

Die Erbgüter der Givré waren ursprünglich zinspflichtig, das heißt ihre Besitzer waren mit einer Abgabe an die Lehensherrschaft beschwert, von welcher sie mit diesen Gütern beliehen worden. Schon seit langer Zeit aber waren sie in Folge von Concessionen Freigüter geworden, jedoch mit Ausnahme der Jurisdiction, welche ihrem vollen Umfange nach in den Händen der Herren von Beaujeu geblieben war.

Die Givré besaßen auch noch in den Cevennen schöne Güter, von welchen nur ein Theil erblich war. Sie hatten die letzten Beweise von der Freigebigkeit des Königs Ludwig des Vierzehnten erhalten und zwar zur Belohnung für den Eifer, den sie während der Unruhen entwickelt, die auf den Widerruf des Edictes von Nantes folgten. Diese Güter rührten nämlich von Confiscationen her, die über adelige und bürgerliche protestantische Familien verhängt worden, welche in den Jahren 1685 und 1686 das Königreich in Massen verließen.

Mein Vater diente dem Adel, achtete ihn aber nicht sonderlich.

Er war ein rauher und etwas schroffer Mann, eifriger Leser von philosophischen Schriften und ein großer Feind der Mißbräuche, welche er überall sah. Man begreift, daß er, von solchen Gesinnungen beseelt, sich von seinen Herren so fern als möglich hielt.

Eine Wohnung für seine Familie, die man ihm in den zu dem Schlosse Givré gehörenden Gebäuden angeboten, hatte er nicht annehmen wollen.

Wir besaßen und bewohnten ein kleines Haus in Beaujeu selbst, einem reizenden Flecken an der Ardière, am Fuße eines Berges, auf welchem das Ahnenschloß der Herren von Beaujeu in Trümmer zu fallen begann.

Unser von Lehm erbautes, mit rothen Ziegeln gedecktes Haus stand halb versteckt hinter einer Gruppe hoher Acacien. Es hatte einen kleinen Garten mit einem lebendigen Heckenzaun und einen daranstoßenden, einige Acker Flächenraum haltenden Weinberg.

Der nicht ganz in Ordnung gehaltene, von ziemlich

krummen Alleen durchschnittene und mit einigen Obstbäumen, die ihre fruchttragenden Aeste auf's Gerathewohl hinausstreckten, versehene Garten war dennoch ganz mit schönen Blumen angefüllt, welche von meinen Schwestern gezogen wurden. Die im Frühling blühende und im Herbst mit rothen Beeren bedeckte Hecke wimmelte alle Morgen von geschwätzigen, zwitschernden Vögeln. Der Weinberg bedeckte mit seinen Ranken den Abhang eines schönen Hügels. Ein Poet oder Philosoph würde nicht ermangelt haben, dieses Asyl wonnig und wünschenswerth zu finden und mein Vater ruhte gern hier bei uns aus, so oft er sich von seinen Arbeiten auf einige Zeit abmüßigen konnte.

Was mich betraf, der ich für die Reize der Natur keine große Empfänglichkeit besaß, so verglich ich, obschon ich noch ein pures Kind war, unseren ärmlichen Haushalt und unsere plumpen Geräthschaften mit den schönen Sachen, die ich in dem Schlosse Givré gesehen. Die zwei oder drei schmutzigen, voll Düngerhaufen liegenden Gassen unseres Dorfes waren mir widerlich, seitdem meine Mutter mich einmal mit nach Lyon genommen.

Ich gehörte zu jenen unruhigen und stets unzufriedenen Geistern, welche ein unwiderstehlicher Instinct aus den Provinzen in die großen Städte treibt.

In meinem zwölften Jahre waren meine Fähigkeiten schon sehr entwickelt.

Ich besaß einen ungestümen, feurigen Charakter, eine exaltirte Einbildungskraft, die Alles übertrieb, das Böse wie das Gute.

Meine Mutter war im Gegensatz zu meinem Vater sehr fromm und ihre Frömmigkeit machte einen gewin-

nenden Eindruck auf mich. Ich befaßte mich mit religiösen Uebungen, die meinem Alter eigentlich noch nicht zukamen, und gab den Wunsch zu erkennen, mich dem geistlichen Stande zu widmen.

Die alte verwitwete Gräfin von Givré erfuhr diese lobenswerthen Vorsätze des Sohnes ihres Verwalters durch den Pfarrer von Beaujeu. Sie besprach sich mit ihm, um mich in meinem Vorhaben zu unterstützen.

Mein Vater ward auf's Schloß gerufen und hier theilte man ihm mit, daß man in Folge einer ganz besonderen Gunst meinen unentgeltlichen Eintritt in das Seminar zu Lyon erwirkt habe. Die verwitwete Gräfin übernahm es zugleich, mich mit Kleidern und Wäsche auszustatten.

Aus Furcht, seine Anstellung zu verlieren, deren er bedurfte, um den Unterhalt seiner zahlreichen Familie bestreiten zu können, nahm mein Vater, obschon mit Widerstreben, das Anerbieten seiner Dienstherren an und einige Tage darauf reiste ich mit dem Postwagen, der von Chalons nach Lyon ging, nach dem Seminar ab.

Meine Mutter und meine drei Schwestern vergossen in dem Augenblicke meiner Abreise viele Thränen. Als der Postwagen sich in Bewegung setzte, hörte ich ihre Stimmen und ihr letztes Lebewohl. Auf der Höhe des Hügels angelangt, steckte ich noch einmal den Kopf zum Schlage hinaus, und sah alle Vier auf der Schwelle unserer Thür, wie sie dem Wagen nachschauten und ihre Tücher schwenkten.

Ich erinnere mich aber auch, daß diese ganze Gemüthsbewegung mich sehr unempfindlich ließ. Meine Augen waren vollkommen trocken, und ich verließ sogar mit Freuden dieses schlichte Haus, dessen Andenken mir heute das Herz rührt.

Ein bei einem Knaben von meinem Alter nicht häufig vorkommender Hintergedanke hatte sich in meine plötzliche Berufung gemischt.

Eben so wie mein Vater war auch ich kein Freund des Adels. Ich fühlte eine unbestimmte Unzufriedenheit mit dem Stande, in welchem ich geboren war.

Ich verabscheute diese Kasten, in deren Händen — wenigstens glaubte ich dies — alle Vorrechte des Reichthums und der Erziehung zugleich mit denen des Ranges lagen. Diese Ideen gewannen in mir eine Zeit lang eine der Vernunft spottende Macht, und stürzten mich in eine moralische Krisis, welche meiner religösen Exaltation voranging.

Zwei- oder dreimal war ich mit meiner Mutter in dem Schlosse Givré gewesen.

Die Givré waren prachtliebend und galant. Sie machten ein großes Haus, sahen oft den ganzen Adel unserer Provinz bei sich und gaben Feste und Jagden.

Der Luxus der Zimmer, der Equipagen, der Livréen, der Anblick der vornehmen Damen in ihren blendenden Toiletten, der reichgekleideten Cavaliere und — ich muß es sagen — der gute Geruch der Küchen — man darf nicht vergessen, daß ich damals noch ein Kind war — diese ganze Enthüllung einer Welt, welche mir für immer verschlossen bleiben sollte, blendete mich und erweckte in mir unbekannte Gelüste.

Dann, wenu ich in unsere ärmliche Wohnung in Beaujeu zurückkehrte, wenn ich mich wieder in dem öden kahlen Gemache sah, wo ich mit meinem Bruder schlief, wenn die Stunde des Mittagmahles uns in dem großen Parterrezimmer vereinigte, welches gleichzeitig als Küche und Speise-

saal diente, wenn ich meine dürftig gekleideten Schwestern sah, wenn das Leben sich mir so in seiner trivialsten und plumpsten Gestalt zeigte, nachdem es sich meiner jugendlichen Phantasie mit Allem offenbart, was es Verführerisches und Zartes hatte, dann ergriff mich ein wüthender Haß gegen unsere Herren. Die Schlange des Neides stach mich in's Herz und Thränen traten mir in die Augen.

In Folge eines eigenthümlichen Contrastes schlossen das Ungestüm und Feuer meines Geistes die Sammlung meines Gedankens nicht aus. Ich dachte viel nach, besonders des Nachts, wenn ich vor Neid und Ehrgeiz nicht schlafen konnte.

Wie ein in einen festen Käfig eingesperrtes wildes Thier drehte ich mich unaufhörlich im Kreise herum und suchte einen Ausgang, um aus meinen engen Verhältnissen herauszukommen, und in jene vornehmere Welt einzudringen, von welcher meine Geburt mich fern hielt.

Endlich glaubte ich diesen Ausgang gefunden zu haben.

Die Kirche hatte auch ihre Rangstufen, ihre Hierarchie, ihre Ehrenstellen, ihre Reichthümer. Hier aber war die Geburt wenigstens nicht Alles. Das Talent, das Verdienst, die Ausdauer konnten gleich wunderbaren Schlüsseln die Thür zu den höchsten Würden öffnen. Waren nicht Bischöfe, Kirchenfürsten und Päpste von den untersten Sprossen der Leiter ausgegangen, um sich bis auf den höchsten Gipfel der Macht zu erheben?

Sobald mein Geist in diese Bahn gelenkt war, machte er nicht mehr Halt. Die religiösen Ideen bemächtigten sich meiner und exaltirten mich. Eine fromme Mutter, die mit

dem, was auf dem tiefsten Grunde meines Herzens sich regte, unbekannt war, unterstützte diesen neuen Hang.

Ich war ein von Ehrgeiz verzehrter Frömmler. Mein Aufenthalt in dem Seminar zu Lyon bot nichts Besonderes, dessen ich mich erinnern könnte. Meine Lehrer und Vorgesetzten waren mit meiner Aufführung und meinen Studien sehr zufrieden. Ich arbeitete eifrig und angestrengt, denn es beseelte mich der Gedanke, daß jeder Fortschritt, den ich machte, mich einem unermeßlich hohen Ziele näher brächte.

Alle Jahre im Monate September hatte ich vierzehn Tage Ferien, die ich bei meiner Familie verlebte.

Die verwitwete Gräfin, welche sich über ihren fleißigen Seminaristen nicht wenig freute, ließ mich auf's Schloß kommen. Schon trug ich den geistlichen Rock und bemerkte mit geheimem Stolze die Vorrechte, welche dieses Kleid mir gab.

Es war nicht mehr der Sohn des unbekannten Verwalters, welchen diese vornehmen Leute bei sich zu empfangen geruhten, sondern der Abbé Herbin, dessen Frömmigkeit und Gelehrsamkeit alle Welt rühmte. Mit zwanzig Jahren war ich eine angesehene Person und der Pfarrer von Beaujeu sagte mir, daß ich es mit solchen Beschützern weit bringen würde.

Die Familie Givré bestand zu jener Zeit aus der alten verwitweten Gräfin, dem Bruder des verstorbenen Grafen, der ein Musterbild der alten Landaristokratie war, nnd drei Söhnen.

Der älteste von diesen Letztern hatte eine ziemlich lo-

ckere Jugend verlebt und durch seine Galanterien viel von sich reden gemacht.

Seit zwei oder drei Jahren war er mit Fräulein Hermine von Villerier vermält, deren Vater königlicher Kammerherr war, und bei Hofe in ziemlichem Ansehen stand. Ein reizendes Kind, ein Mädchen Namens Diana, war die Frucht dieser Ehe. Man sagte jedoch, die Gräfin sei nicht glücklich und es herrsche zwischen ihr und dem Grafen großer Kaltsinn.

Der zweite Bruder, Vicomte von Givré, diente als Unterlieutenant in dem Regimente Noailles, und der jüngste, der Chevalier von Givré, machte seine Adelsproben, um als Sanct-Johanniterritter von Jerusalem in der ehrwürdigen Priorei des Gebiets von Lyon aufgenommen zu werden.

In Folge der Freundlichkeit der alten Gräfin war ich endlich auf dem Schlosse wie ein Kind der Familie betrachtet worden.

Der Landedelmann konnte mich nicht entbehren, und auch Hermine von Givré fand viel Gefallen an meiner Gesellschaft.

Während der letzten Ferien, die ich in Beaujeu im September 1770 zubrachte, wollte die alte Gräfin mich durchaus einen ganzen Monat in ihrer Nähe haben. Auf ihre Anordnung richtete man ein hübsches Zimmer für mich ein, und nachdem ich zwei oder drei Tage meiner Mutter und meinen Schwestern gewidmet, ging ich, um meinen fernern Aufenthalt im Schlosse zu nehmen.

Der Graf von Givré verlebte drei Viertheile des Jahres in Paris oder in Versailles, wo sich der Vicomte mit seinem Regimente ebenfalls befand.

Der künftige Johanniterritter trieb sich in Lyon an allen Vergnügungsorten umher. Es gab daher in Givré weiter Niemanden als die verwitwete Gräfin, ihren Schwager, einen gichtbrüchigen alten Mann, und ihre junge Schwiegertochter.

Hermine von Givré zählte kaum zwanzig Jahre. Schlank, weiß und zart, mit königlicher Miene und kindlichem Antlitz, gewährte sie eine Erscheinung, die mich hinriß und entzückte, und ihre Stimme ging mir zu Herzen. Während der sechs Wochen, die ich auf dem Schlosse zubrachte, erwachte in mir ein Gefühl, dessen Existenz ich bis jetzt noch nie geahnt und welches ich nicht einmal dem Namen nach kannte.

Ich suchte ihre Gegenwart, ohne zu wissen warum. Ich zuckte zusammen und erröthete, wenn zufällig im Vorübergehen mein langer Seminaristenrock ihr Mousselingewand streifte.

Eines Tages, als sie die Terrasse hinaufging, that sie einen falschen Tritt. Um nicht zu fallen, hielt sie sich mit der Hand an meinen Arm, den sie drückte. Mein ganzes Blut stieg nach dem Kopfe empor und beinahe wäre ich gefallen und hätte sie mit zu Boden gerissen.

Nach dem Diner ging sie auf den Rasenplatz hinunter, der sich vor dem Schlosse ausbreitete, setzte sich unter eine Linde und nahm eine Stickerei zur Hand, während die kleine Diana zu ihren Füßen spielte.

Dann sah ich ihr oft stundenlang zu, während ich mich vor Furcht, gesehen zu werden, zitternd hinter einem Gebüsch verborgen hielt oder unbeweglich am Fenster meines Zimmers stand.

Wenn mich Jemand gefragt hätte, was ich hier

machte, in welcher Absicht ich dastünde, so hätte ich nicht gewußt, was ich antworten sollte. Ich betrachtete Herminen, indem ich unklar an das Glück dachte, an die Vereinigung der Seelen, an meine Mutter und an meine Schwestern, die ich mehr liebte, seitdem ich Frau von Givré liebte.

Meine Phantasie erzeugte ruhige, lachende Gebilde. Alle Unruhe, aller fieberhafte Ehrgeiz verschwand, mein Denken läuterte sich. Ich berauschte mich in jener Poesie der Jugend, in jenem ewigen Gedicht, welches alle zwanzigjährigen Herzen singen.

Das, was ich in Frau von Givré liebte — hierüber ward ich mir später klar — war nicht sie selbst, sondern das Weib. Sie war mir gerade zu der Stunde meines Erwachsens erschienen.

Jede andere junge und liebenswürdige Erscheinung würde mir ganz dasselbe Gefühl eingeflößt haben.

Dieses Gefühl hatte übrigens nichts, was nicht höchst rein und ideal gewesen wäre. Ich habe das Recht erlangt, hier zu sagen, was vielleicht Gutes in mir lag, denn ich habe den Entschluß in mir gefaßt, hier auch Alles zu bekennen, was ich Uebles gethan habe.

Es war weder die Leidenschaft noch die Sinneslust, was mich zu Herminen hinzog. Es war meine Jugend mit allen Schleiern ihrer Jungfräulichkeit.

Sechstes Capitel.

Ein Bekenntniß.

(Fortsetzung.)

Welches Glück, welche Freude, wenn Hermine von Givré mich rief und mich in ihrer Nähe zurückhielt, um mir etwas vorzulesen, oder wenn des Abends, nachdem wir uns in einem kleinen Salon um einen neben ihr stehenden Spieltisch versammelt, ihr Fuß zufällig an den meinen stieß. Zuweilen machten wir auch lange Spaziergänge in der großen Allee.

Wenn ich ein in Sammt und Seide gekleideter junger Edelmann mit Manschetten und Degen gewesen wäre, so würde Frau von Givré ganz gewiß mißtrauisch gegen mich gewesen sein, denn meine Blicke mußten mehr als einmal meine innere Unruhe verrathen.

Man darf jedoch nicht vergessen, daß ich der Abbé Herbin war, ein durch die Wohlthätigkeit des Schlosses herangebildeter Seminarist, gewissermaßen ein Neutrum, mit welchem man sich keinen Zwang anzuthun brauchte.

Die alte Gräfin, die nur allzuoft mit ihren Schooßhunden beschäftigt war, und der alte Herr, den die Gicht zwang in seinem Armstuhl sitzen zu bleiben, ließen mich mit Herminen allein, die sich gegen mich ganz ungenirt benahm.

Frau von Givré besaß noch das muthwillige Beneh-

men eines jungen Mädchens, obschon sie dahinter, wie es schien, einen stolzen, hochmüthigen und kalten Charakter verbarg.

Uebrigens war sie auch von allen Vorurtheilen ihrer Erziehung befangen.

Sprößling eines alten Stammes, Tochter eines königlichen Kammerherrn, in Versailles erzogen, war sie der Ansicht, daß es für sie keine Männer gebe außer denen, welche zugleich Standesgenossen von ihr waren. Ohne Zweifel hatte sie sich niemals einfallen lassen, daß ein Nichtadeliger es je wagen könne, seine Blicke zu ihr zu erheben.

Eines Abends, gegen das Ende der Ferien, kehrten wir von einer langen Spazierfahrt an den Ufern der Saône nach dem Schloß zurück.

Der Herbst hat eben so schöne, eben so helle Tage als der Sommer und dabei besitzen dieselben zugleich etwas weit Angenehmeres und Durchdringenderes.

In ihrem Abscheiden begriffen, lächelt die Natur uns anmuthiger zu und erblüht noch einmal. Wir waren längs dem Flusse hingefahren, dessen grüne Wogen ihre Farbe milderten und ins Hellblaue übergingen, um beim Untergang der Sonne von tausendfachen Flammen zu strahlen.

Zwischen den sanft abhängenden Wiesen und Ebenen wogte die Saône graziös dahin gleich einem riesigen Band, und die Schatten, welche sich am Fuße der Hügel verlängerten, löschten allmälig die Landschaft aus.

Frau von Givré war für schöne Naturschauspiele sehr empfänglich.

Mehrmals hatte sie während unserer Promenade ihre

Bewunderung zu erkennen gegeben. Gleich nach unserer Rückkehr begaben sich die alte Gräfin und ihr Schwager, von der freien Luft müde geworden, auf ihre Zimmer. Ich blieb allein mit Herminen in dem großen Ehrensaal, dessen geöffnete Fenster die Aussicht auf den Rasenplatz und auf die Linden boten.

Der Tag war sehr warm gewesen.

Ein Gewitter thürmte sich empor und dicke, mit Elektricität überladene Wolken wälzten sich über den großen Bäumen des Parkes am Himmel hin. Wenn man die Vorhänge aufhob, so wehte der Wind Gerüche herein, welche wahrhaft betäubend waren.

Die kleine Diana war in einem Armsessel eingeschlafen. Ich hatte mich in einen Winkel des Saales gesetzt. Ich fühlte mich ein wenig bedrückt und im Herzen eine ungewohnte Wärme.

Hatte Hermine meine Gegenwart vergessen? Sie nahm ihre Harfe, welche sie in die Nähe des Fensters setzte, und ihre leichte Hand durchirrte die Saiten, welchen sie einige unbestimmte Accorde entlockte. Auf einem Hintergrund von dunklem Grün sah ich ihre weiße Silhouette.

Sie präludirte und sang mit gedämpfter, wohlklingender Stimme eine alte Ballade aus dem Forez nach einer naiven Melodie, welche meine Mutter in meiner Kindheit mir sehr oft vorgesungen hatte.

Den Athem anhaltend, horchte ich mit einem gewissen Grad von enthusiastischer Andacht.

Plötzlich — ich weiß selbst nicht, wie es geschah — erhob ich mich und fühlte mich von einer mächtigen und un-

widerstehlichen Anziehung ergriffen. Mein Wille war dieser That gänzlich fremd und ich glitt mehr, als ich ging.

Ich entsinne mich sehr wohl, daß ich eine Anstrengung machte, mich aufzuhalten, aber diese Mühe war vergebens.

Ohne daß Hermine mich hörte, langte ich auf diese Weise in ihrer Nähe an. Mein Haupt senkte sich — ich war besiegt.

Ein Windstoß kam zu dem Fenster herein und wehte mir eine Locke ihres Haares ins Gesicht.

Dies war für mich ein Augenblick des Taumels und des Wahnsinnes. Meine Augen umflorten sich und meine Lippen berührten die schönen Schultern der Frau von Givré, während ich die Worte murmelte:

»O, ich liebe Sie! o, ich liebe Sie!«

Hermine stieß einen Ruf des Erschreckens aus.

Dann drehte sie sich herum und schlug, als sie mich vor sich stehen sah, vor meiner Kühnheit erbleichend, ein lautes Gelächter auf — ein Gelächter, in welchem eben so viel Mitleid als Verachtung lag.

Noch niemals hatte ich so lachen hören.

Diese Anwandlung von Heiterkeit dauerte lange.

Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Ich wäre auf der Stelle gestorben, wenn man vor Scham stürbe.

»Abbé,« sagte sie zu mir, »Sie haben den Kopf verloren; ich könnte Sie durch meine Leute zur Thür hinauswerfen lassen, ich will aber diese zu lächerliche Geschichte lieber vertuschen. Morgen Früh werden Sie die Güte haben, in Ihr Seminar zurückzukehren und sich nie wieder hier blicken zu lassen.«

Nun sank ich unwillkürlich und mit gefalteten Händen vor ihr auf die Knie nieder.

Ich wußte nicht mehr was ich that.

Mein Kopf stand in Flammen und ein eisiger Schauer durchrieselte den ganzen Körper.

Ich wagte den Saum ihres Kleides zu ergreifen, den ich an meine Lippen drückte.

»Unverschämter!« rief sie, indem sie sich mit vernichtender Geberde entfernte, »entfernen Sie sich — fort! fort!«

Hermine hatte schon lange den Salon verlassen. Unbeweglich niedergeschmettert und stumm, einem Blödsinnigen gleich, hörte ich in meinen Ohren fortwährend das Wort: »Fort! fort!«

Der erste klare Gedanke, den ich fassen konnte, war ein Gedanke an Rache.

Ich wollte keine Stunde länger in dem Schlosse bleiben. Das Blut pulsirte in meinen Schläfen, als ob es die Adern sprengen wollte, wenn ich nur daran dachte, mich Herminen gegenüber zu sehen. Noch denselben Abend verließ ich Schloß Givré verstohlen und begab mich zu Fuße nach Beaujeu.

Ich ging die ganze Nacht während eines strömenden Regens auf schmutzigen, fast überschwemmten Fußwegen und trug meinen kleinen Mantelsack auf dem Rücken.

Ich mußte mich verirrt haben, denn ich brauchte zehn Stunden, um eine Entfernung von fünf bis sechs Lieues zurückzulegen. Mit flammender Stirn, beim Schein der Blitze, schritt ich immer weiter und weiter mit Wuth und Scham im Herzen.

Als meine Mutter mich in diesem Zustande, mit ver-

störten Zügen, mit Koth bedeckt und von Fieber geschüttelt, eintreten sah, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Allen ihren Fragen, eben so wie denen meiner Schwestern setzte ich hartnäckiges Schweigen entgegen; sobald ich mich aber allein in dem ärmlichen Gemach sah, in welchem ich meine Kindheit verlebt, erleichterten reichlich fließende Thränen mir ein wenig das Herz. Der Haß, ein furchtbarer Haß kam sehr bald. Ich war grausam verwundet worden in den zartesten Gefühlen meiner Seele, meiner Liebe, obschon nicht zu der Gräfin von Givré, denn ich sage es noch einmal, ich liebte sie nicht, sondern zu einem Ideal, dessen Bild sie mir darbot.

Die Zeit mußte, anstatt meine Wunde vernarben zu lassen, dieselbe nur noch mehr entflammen.

Hermine ward für mich ein verhaßtes Wesen. Ich kehrte mit tief erschüttertem Gemüth in mein Seminar zurück und hatte fortan keinen Glauben mehr an meinen Beruf.

Ein Brief von meiner Mutter verstörte mich vollends.

Das Geheimniß meiner Schmach, welches ich in ewige Nacht zu begraben gewünscht, war bekannt geworden. Das Gerücht von meinem lächerlichen Abenteuer machte die Runde durch die ganze Umgebung.

Die Philosophen in Holzschuhen hatten auf sinnreiche Weise eine ganze Geschichte daraus zu machen gewußt, in welcher der gute Ruf des Herrn Abbé sehr schlecht wegkam.

Mein Vater hatte Alles erfahren. Schon wegen der Carriere, welcher ich mich gewidmet, unzufrieden mit mir, ward er durch diesen Scandal zu großer Erbitterung gereizt.

»Wenn dein Sohn sich nicht dem geistlichen Stande gewidmet, wenn er nicht die Wohlthaten des Schlosses an-

genommen hätte,« sagte er zu meiner Mutter, »so wären wir heute nicht ein Gegenstand des Spottes für die ganze Nachbarschaft.«

Trotz der Thränen meiner Mutter erklärte er, daß er nie wieder etwas von mir hören wolle.

Er war ein starres, zähes Gemüth und ward einem einmal gefaßten Entschluß nie untreu. Hermine hatte ohne Zweifel der alten Gräfin meine wahnsinnige Liebeserklärung erzählt, denn sie war es, durch welche das Abenteuer erst unter ihren Leuten, mit welchen sie sehr vertraut war, und dann nach und nach auch in Beaujeu bekannt ward. Mein Haß gegen Hermine stieg dadurch nur um so höher.

»Mein armer Sohn,« schrieb mir meine Mutter, »Du bist allerdings sehr strafbar gewesen, aber verzweifle nicht an der göttlichen Barmherzigkeit. Beruhige dein Herz, unterdrücke die schlimmen Regungen desselben. Du hast Dich Gott geweiht und Gott wird Dir die Kraft zum Opfer verleihen. Deine Mutter wird für Dich beten —«

Diese sanften Ausdrücke der mütterlichen Zärtlichkeit erbitterten mich nur noch mehr.

Ich trug von nun an eine unheilbare Wunde im Herzen. Ein hitziges Fieber, ein Wahnsinn, dessen Verheerungen ich nicht zu schildern weiß, bemächtigte sich meiner.

Entsetzliche Träume beunruhigten meinen Schlaf. Am Tage schien das strenge Gewand, welches ich trug, wie glühendes Eisen meine Glieder zu sengen —«

Hier befand sich die erste Lücke in Jacques Herbin's Manuscript.

Aus dem nachstehenden Bruchstück ersah Meister Martin indessen daß der junge Abbé aus dem Seminar entflohen war und sich ohne Vorwissen seiner Familie nach Paris begeben hatte.

Dieses Bruchstück lautete:

„Mein erstes Auftreten in Paris war ein sehr trauriges. Ohne Geld, ohne Bekanntschaften vegetirte ich im Elend, lebte von Auskunftsmitteln, von niedrigen, schimpflichen Verrichtungen, betheiligte mich bei allen Straßenaufläufen, stellte mich Jedem zur Verfügung, der mich bezahlen wollte, und schöpfte aus dieser hoffnungslosen Existenz unaufhörlich einen neuen Haß, den ich zu befriedigen brannte.

Die absolute Entblößung von Allem und gänzlicher Mangel gab meinem Ehrgeiz eine andere Richtung.

Ich hatte früher von Reichthum geträumt, aber ich trennte denselben nicht von der Ehre, von der öffentlichen Achtung, von einer hohen socialen Stellung.

Wenn ich in der Zelle meines Seminars an die Bischofsmütze, an den römischen Purpur dachte, dann nahmen der Luxus und die Pracht, womit ich sie bekleidete, in meiner Phantasie nur den zweiten Rang ein. Auf dem schmutzigen Pflaster von Paris dagegen, wo ich oft des Morgens nicht wußte, wo ich Abends schlafen würde und wo ich zuweilen, um mir eine magere Mahlzeit in einer schmutzigen Garküche zu verschaffen, eben so viel Genie aufbot, als ein großer Feldherr gebrauchen würde, um eine Provinz zu erobern, und wo ich durch meine höchsten geistigen Fähigkeiten die gemeinsten Resultate zu gewinnen

suchte, ward ich von einem unlöschbaren Durst nach rein sinnlichen Genüssen ergriffen.

In irgend einer Bettlerherberge der Cité oder des Faubourg Saint-Marcel auf einem Strohsack liegend, träumte ich von prachtvollen Wohnungen, von Schlössern, von Festen, von Luxus.

Die grobe, ungenügende Kost brotloser Arbeiter und gemeiner Abenteurer, die sich in der Hauptstadt herumtreiben, theilend, trachtete ich mit wüthender Gier nach einer leckern Mahlzeit. Und wenn eine Courtisane der letzten Classe, eine halbverhungerte Elende wie ich mich eine Nacht in ihrem Schlupfwinkel beherbergte, ward ich von Uebelkeiten befallen und hätte Paris in Brand gesteckt, um ein echtes Weib, eine elegante Dame, die Frau, wie ich sie im zwanzigsten Jahre in einer Gesellschaft gesehen, die nicht die meine war und aus welcher man mich verbannt wie einen Lakaien, in meinen Armen zu halten.

Während dieser Anwandlungen von ungestümen, ungesättigten Begierden, wo zuweilen die Verzweiflung sich meiner bemächtigte, fühlte ich gleichwohl gewaltige Fähigkeiten in mir — Kraft genug, um die Welt emporzuheben. Es fehlte mir nur an einem Hebel.

Ich weiß nicht mehr, welche Volksbewegung es war, die wieder einmal die Bewohner der Vorstädte gegen die Mitte der Stadt geführt hatte.

Eine zahllose Menge hatte sich, verworrenes Geschrei ausstoßend, auf dem Grèveplatz und längs den Quais zusammengerottet.

Seit einer Woche bewohnte ich in einer elenden Herberge, welche das Eckhaus der Rue de la Tonnellerie bil-

dete, eine Dachkammer. deren Fenster auf den Grèveplatz ging.

Von der Höhe meines sechsten Stockwerkes herab betrachtete ich den Pöbel, der unter mir tobte und wimmelte wie ein schwarzer Ameisenhaufen.

Ich hatte einen meiner düstern menschenfeindlichen Tage. Das Schauspiel dieser Bewegung, das Toben und Schreien, welches wie ein rollendes Murmeln und Brausen zu mir heraufdrang, versetzte mich in schmerzhafte Aufregung.

Ich fühlte mich vor dieser großen Menschenwüste vereinsamter und verlorener als je. Der Lebensüberdruß packte mich und ich beschloß zu sterben.

Der Gedanke an Vernichtung bemächtigte sich meines Geistes so sehr, daß ich plötzlich laut sagte:

»Heute Abend werde ich mich ganz gewiß umbringen.«

Der Klang meiner eigenen Worte ließ mich, indem er an mein Ohr schlug, zusammenzucken, als ob ich eine fremde Stimme vernommen hätte.

In diesem Augenblick stieg der Tumult der Straße noch höher.

Die Menge wogte hin und her und ihr Geschrei drang, vom Winde getragen, stoßweise zu mir herauf. Nun bedachte ich, daß es unter dieser Menge ohne Zweifel Tausende solcher Individuen gäbe wie ich, die keiner den andern kannten, die sich selbst nicht kannten, und deren Fähigkeiten sich in ungeregelten und unfruchtbaren Anstrengungen verzehrten.

Nur Einige verdankten vielleicht einem Zufall, daß sie nach grausamen Leiden einer Sphäre entrissen wurden, in welcher die Mehrzahl unbekannt umkommen mußte.

War es wohl unmöglich, aus diesen Soldaten des Glückes regelmäßige Regimenter zu bilden?

Lange blieb ich in diese Betrachtungen versunken auf einem und demselben Platze stehen.

Die Nacht war schon eingebrochen, als ich wie aus einem Traum erwachte. Die Straße war düster und verlassen, und auf die lärmende Aufregung des gemeinen Volkes war das dumpfe Summen gefolgt, welches des Abends von großen Städten aufsteigt.

»Noch eine Frist,« sagte ich bei mir selbst, »aber es soll die letzte sein.«

Eine Idee war meinem Gehirn entkeimt und ich verschob den Selbstmord noch.

In einem Wirthshause des Palais Egalité, welches von einem gewissen Matharel gehalten ward, hatte ich die Bekanntschaft eines Advocaten aus Dijon, Namens René Lambert, gemacht, der eben so wie ich nach Paris gekommen war, um sein Glück zu versuchen.

Lambert stand so ziemlich in meinem Alter oder war vielleicht ein paar Jahr jünger.

Er war ein sehr schöner junger Mann von mehr als mittlerem Wuchse, sehr gut gebaut und mit dem wunderschönsten Kopfe geschmückt, den man sehen konnte. Dabei war seine Haut weiß, sein Auge groß und überredend, die Nase fein und bewunderungswürdig gezeichnet, der Mund der des indischen Bacchus, fleischig und wollüstig, das Gesicht oval, mit einer geraden Stirne gleich der eines Apollo, und mit kastanienbraunem, natürlich gelocktem Haar.

Im tiefsten Mangel schmachtend, besaß Lambert, der nicht immer zu Mittag aß, die hohe Kunst, dieses Elend zu

verbergen, indem er seinen abgetragenen Kleidern immer noch einen Anstrich von Sauberkeit und Eleganz zu geben wußte. Bestand das Geheimniß in seinem besonders guten Aussehen, in der Ungezwungenheit und Anmuth seiner Haltung? Gewiß war, daß die Stammgäste des Wirthshauses Matharel's wie Bettler aussahen, die sie auch wirklich waren.

Um seinen fadenscheinigen, mit zwei Kragen versehenen englischen Rock zuzuknöpfen, die zwei großen Spitzen seiner gelbcarrirten Weste sichtbar zu machen, sich aus Musselinproben unmögliche Manschetten und Busenstreifen zu fertigen und seine alten Stulpenstiefel mit Eiweiß zu wichsen, besaß er eine eigenthümliche Manier. welche diesen ganzen Flittertand umwandelte.

Seine Phantasie war übrigens in dergleichen Dingen äußerst fruchtbar. Er besaß eine Menge Recepte zum Gebrauch für allzureifgewordene Kleider. Das Unbedeutendste bestand darin, mit einer eigens von ihm zusammengesetzten Tinte die weißgewordenen Nähten zu schwärzen. Stiefel mit Pappdeckeln zu besohlen, war schon etwas besser. Sein Triumph bestand aber darin, einen der Schöße seines Rockes mit Siegellack an seinen Schenkel anzukleben, um dadurch irgend einen Flecken zu verbergen, welcher seinen Beinkleidern zur Unehre gereichte.

Dies machte er auch nicht etwa auf eine ganz einfache und gemeine Weise, sondern gab dem Faltenwurf des Rockes eine gewisse Bewegung nach hinten, welche die List vollständig maskirte. Er nannte dies einen Windstoß.

Wir hatten dem schönen Lambert den Beinamen »der Marquis« gegeben. Wenn er sich in eine gewisse Sphäre der

Gesellschaft hätte Bahn brechen können, so würde Lambert nicht verfehlt haben, hohe Protectionen zu finden, um eine rasche Carriere zu machen.

Er war einer jener Helden der engen Gassen, welche ihren Gewinn gern da suchen, wo man gewöhnlich nur dem Vergnügen nachgeht — einer von jenen Menschen, welche ein wenig Schande nicht scheuend, leicht auf einem mit Blumen bestreuten Wege zum Glück gelangen, nachdem sie ihren ersten Louisd'or aus den Händen eines Weibes erhalten.

Lambert kannte übrigens seinen Beruf und wartete mit großer Philosophie auf bessere Zeiten.

Sehr unmoralisch besaß er die vollständige Theorie der Art von Galanterie, für welche er geboren war, und sagte in seiner cynischen Weise, daß eine vollkommene Frau wie die guten Pferde zu zwei Zwecken verwendbar sein müßte.

Wir wußten, daß er eine Geliebte hatte, welche er die »Löwin« nannte und deren wirklicher Namen Laura war.

Man sagte, daß sie früher mit jungen vornehmen Herren auf ziemlich großem Fuße gelebt habe, aber von Stufe zu Stufe immer weiter bis in den Schlamm herabgesunken sei, aus welchem Lambert sie zu ziehen versuchte. Ich hielt ihn für sehr fähig, auf diese Rettung zu speculiren.

Andere behaupteten, Laura käme eben aus dem Gefängniß, in welches sie wegen ihres unmoralischen Lebenswandels gesperrt worden.

Dubosq wußte hierüber mehr als wir Alle. Dieser Dubosq, ein ehemaliger Polizeispion, war einer der Stammgäste der Kneipe Matharel.

Mager, gelb, mit zwinkernden Augen und rothen

Augenlidern besaß Dubosq das Profil des Fuchses, den Gang eines Wiesels und den Geist seiner Physiognomie.

Ein anderer Typus, dem es nicht an Originalität mangelte, war der eines Arztes ohne Kunden, Namens Peyrotte, Freund von Dubosq und des schönen Lambert, und der ebenfalls bei Matharel zu Mittag aß.

Dieser Peyrotte hatte sich zu der neuen Lehre des berühmten Mesmer bekehrt, als der Wiener Doctor in Paris die Theorie von dem Einfluß des Menschen auf den Menschen verkündete. Er war der erste Schüler des Mesmerismus.

Aber der Schüler hatte den Meister sehr bald übertroffen. Er entdeckte den magnetischen Schlaf, das zweite Gesicht und seine Experimente mit dem Somnambulismus hatten einen ungeheuren Erfolg.

Das Glück lächelte ihm, als sich plötzlich dumpfe Gerüchte in Bezug auf seine Moralität erhoben. Man beschuldigte ihn, sich einer teuflischen Macht und seiner geheimen Wissenschaften bedient zu haben, um abscheuliche Leidenschaften zu befriedigen.

Von der Polizei festgenommen, dann aus Mangel an genügenden Beweisen wieder entlassen, der Befugniß zur Ausübung der Heilkunde durch die Universität von Paris verlustig erklärt, sank er allmälig auf der Leiter des Elends und des Lasters von einer Stufe zur andern herab.

In dem Augenblick, wo ich ihn kennen lernte, war er ein Mann von vierzig Jahren, hager, groß, braun, mit dünnem Haar, durchbohrendem Blick, einer Adlernase und stark hervortretenden Backenknochen.

Sein langes Rückgrat besaß die Beweglichkeit einer Schlange und seine Stimme glich dem Zischen einer solchen.

Er wohnte in einer Dachstube der Rue Saint-Nicaise, lebte von Brotrinden, hatte keine Wäsche und fror im Winter unter einem Frack von alter schwarzer Seide, was ihn jedoch nicht abhielt, in der Einbildung von allen Aerzten in Paris die schönste Kundschaft zu haben.

Abends, wenn er in die Kneipe trat, um hier die magere Suppe zu genießen, welche seine ganze Abendmahlzeit ausmachte, war sein erstes Wort allemal folgendes:

»Ich komme von dem Grafen * * *.«

Oder auch:

»Ich war soeben bei dem Marquis * * *.«

Und er nannte uns den ersten Namen der Place Royal oder der Faubourg Saint-Germain.

»Der arme Teufel! er ist mit der und der Krankheit behaftet — er ließ mich rufen, weil er wohl weiß, daß nur ich ihn retten kann.«

Er schilderte nun die Krankheit, zählte die Symptome auf, verfolgte die Krisen, bezeichnete die Behandlung, welche er vorgeschrieben, machte alle Wechselfälle dieser Krankheit mit uns durch und — was das Merkwürdige war — zeigte bei diesen Berichten über seine eingebildeten Curen eine ungemein tiefe wissenschaftliche Bildung.

Die einzige Unwahrscheinlichkeit war, daß er alle seine Patienten herstellte.

Eines Tages, während der Doctor Peyrotte uns wieder mit seinen Aphorismen unterhielt, sagte ich zu Dubosq:

»Wie ist er nur bei so großer Gelehrsamkeit in dieses Elend gerathen? Er ist wirklich ein großer Arzt!«

»Der!« antwortete der ehemalige Polizeiagent; »der, ein großer Arzt! Ein Giftmischer ist er. Ich habe seine Acten in den Händen gehabt. Er hat mehr als zwanzig Sterbenden zum Nutzen ungeduldiger Erben Aqua toffana gereicht.«

Der übrige Theil der Stammgäste des Etablissements Matharel, welches sich in der Rue Pierre Lescot befand, war von ziemlich demselben Schlage. Ich machte aus diesen Leuten meine gewöhnliche Gesellschaft und rechnete auf sie, um die Idee zu verwirklichen, welche mich bewogen, mein Selbstmordproject zu vertagen. Mein Plan war entworfen.

Ich nahm meinen Hut, ging die sechs Treppen meiner Mansarde hinunter nnd eilte auf die Straße, indem ich rief:

Das Glück ist unser!«

Kaum hatte ich einige Schritte gethan, so hörte ich eine Frauenstimme »Jacques! Jacques!« rufen und meine Mutter fiel mir um den Hals.

»Ha, endlich sehe ich Dich, mein armer Jacques! Schon seit acht Tagen suche ich Dich.«

»Ihr in Paris!« rief ich. »Und mein Vater und meine Schwestern?«

Ohne meine Frage zu beantworten, musterte mich meine Mutter mit einem jener mütterlichen Blicke, denen nichts entgeht, und sagte in traurigem, mitleidigem Tone zu mir:

»Du hast wohl viel gelitten, mein armer Sohn?«

Sie sah meine abgetragenen Kleider und meine von Verzweiflung und Entbehrungen abgemagerten Züge.

Ich wollte sie beruhigen.

»Versuche nicht mich zu täuschen. Wir wissen Alles — und unglücklicherweise dein Vater auch. Er wollte Dich nicht wieder sehen. Du kennst seinen starren, unbeugsamen Charakter. Aber ich habe ihn so sehr und so inständig gebeten — die Krankheit hat das Uebrige gethan.«

»Mein Vater ist krank?«

»Seit zwei Tagen hütet er das Bett und es geht durchaus nicht gut mit ihm.«

Meine Mutter zog, während sie dies sagte, mich mit sich fort nach dem Hintergrund des Grèveplatzes, nach der Rue des Coquilles zu, welche das erste Stück dieser langen, schmutzigen und krummen Straße bildet, die drei- oder viermal den Namen wechselt, ehe sie Rue du Temple heißt.

Nun erzählte sie mir mit wenigen Worten, was seit meiner Abreise von Lyon in Beaujeu und Givré vorgefallen war.

Tod und Trauer hatten sich auf das stolze Schloß herabgesenkt. Der Vicomte war im Duell gefallen und der Chevalier war endlich, indem er fortfuhr, sich in den öffentlichen Häusern der guten Stadt Lyon auf den Maltheserorden vorzubereiten, in sehr schlimmem Zustande in die Hände der Aerzte gefallen, die ihn nach einer bessern Welt spedirten. Ein Schlaganfall hatte die alte Gräfin hinweggerafft und der Graf von Givré, Herminens Gemal, hatte sich bei einer Jagdpartie, durch ein wildes Pferd abgeworfen, den Hirnschädel zerschmettert. Der Bruder der alten Gräfin, Hermine und ihre Tochter Diana waren noch allein in Givré übriggeblieben; aber die Gräfin hatte keine Zeit verloren, das Schloß zu verlassen, um in Paris bei

ihrem Vater zu wohnen, wo sie sich auch in diesem Augenblicke noch befand.

Ein Streit, der zwischen meinem Vater und dem alten Givré, der noch auf dem Schlosse wohnte und die Erbgüter bewirthschaftete, von welchen ein gewisser Theil ihm gehörte, entstanden war, hatte einen Bruch herbeigeführt. Mein Vater hatte sich nun entschlossen, nach Paris zu gehen, in der Hoffnung, sich hier irgend einen Erwerb zu schaffen. Er übergab sein Haus und seinen kleinen Garten einigen Verwandten und nahm meine Mutter und meine Schwestern mit sich.

»Warum sind wir nicht in Beaujeu geblieben!« sagte meine Mutter zu mir. »Wir haben hier schon so viel Kummer erlebt. Die Unternehmungen deines Vaters sind alle gescheitert, seine Hilfsmittel sind erschöpft, seine Kräfte haben ihn beinahe verlassen, aber sein hartnäckiger Charakter, sein eiserner Wille sind ihm treu geblieben. Lieber wird er in dieser verwünschten Stadt verhungern, als mit seinen getäuschten Hoffnungen nach Beaujeu zurückkehren.«

Eines Abends hatte mein Vater, als er düsterer und niedergeschlagener als je nach Hause kam, zu meiner Mutter und meinen Schwestern gesagt:

»Ich habe von Jacques gehört.«

Alle Vier stießen einen Freudenschrei aus.

Meine Schwestern liebten mich sehr.

»Wo ist er denn? Wird er kommen?«

»Jacques ist unser nicht mehr würdig — ich werde ihn niemals wieder sehen.«

Jede nähere Erklärung verweigerte er, und ich habe

niemals erfahren, auf welche Weise er die elende und schimpfliche Existenz erfahren hatte, welche ich in Paris führte.

Siebentes Capitel.

Ein Bekenntniß.

(Fortsetzung.)

Der Kummer machte meinen Vater sehr reizbar. Meine Mutter wagte nicht mehr mit ihm von mir zu sprechen, als sie zufällig einem Landsmanne von uns begegnete, der mich in Matharel's Wirthshause getroffen hatte.

Allmälig ermittelte sie meine Adresse und suchte mich seit zwei Tagen in dem ganzen Quartier des Stadthauses.

»Du wirst deinen armen Vater sehr verändert finden,« setzte sie hinzu.

Wir hatten die Rue Bar du Bec, die Rue Saint-Avoie, einen Theil der Rue du Temple durchwandert und bogen nun in ein schmales schmutziges Sackgäßchen ohne Laternen ein, welches die Cour du Puits de Rome heißt.

Im Hintergrunde einer feuchten finstern Hausflur suchte meine Mutter tastend eine Thür, öffnete dieselbe und rief mit ganz bewegter Stimme:

»Ich habe ihn wiedergefunden! Ich habe ihn wiedergefunden! Hier ist Jacques!«

Ich ward sofort von meinen drei Schwestern umringt, welche mich mit Liebkosungen überhäuften.

Durch das Licht ein wenig geblendet, durch die Aus-

rufungen meiner Schwestern und durch das Unvorhergesehene und Unerwartete dieses Abenteuers betäubt, sah ich nicht meinen Vater. Meine Mutter schob mich mit sanfter Gewalt nach dem Bett des Kranken hin.

»Hier ist dein Sohn!« rief sie, »er hat viel gelitten, der arme Knabe — verzeihe ihm und segne ihn!«

Ich kniete neben dem Bett nieder, ich faßte die Hände meines Vaters und meine Augen wurden naß.

»Steh auf, Jacques,« sagte er zu mir. »Fühlst Du in Dir die Kraft, ein ehrlicher Mann zu werden?!«

»Aber, mein Vater!« rief ich bestürzt.

»Antworte mir aufrichtig. Ich kenne deine Existenz seit deiner Ankunft in Paris bis in die kleinsten Einzelheiten.«

Ich senkte das Haupt und sagte in leisem Tone:

»Ich werde ein ehrlicher Mann werden.«

Er küßte mich ein wenig kalt, wendete sich dann zu meiner Mutter und sagte:

»Wenn er Wort hält, so werde ich ruhiger sterben. Ihr werdet nach Beaujeu zurückkehren, Jacques wird das Haupt der Familie sein.«

Meine Mutter und meine Schwestern hielten sich weinend umschlungen.

Meine Mutter hatte mich nicht getäuscht, ich fand meinen Vater sehr verändert.

Sein Haar war ergraut und tiefe Falten durchfurchten seine mageren Wangen. Sein Auge, in welchem früher so viel Festigkeit und Energie lag, war erloschen und ein wenig unentschieden.

Man fühlte, daß seine sonst so kräftige Constitution

zum Tode getroffen war, weniger durch die Krankheit des Körpers als durch den Kummer der Seele. Sein schöner Kopf hatte jenen Ausdruck von Kraft und Unbeugsamkeit verloren, der, als ich noch Kind war, einen so gewaltigen Eindruck auf mich machte. Dabei aber hatte er schon jenen Ausdruck von erhabener Majestät gewonnen, welcher bei dem Gerechten der Vorläufer des Todes und vielleicht der Abglanz eines andern Lebens ist.

Er ließ mich oben an seinem Bett Platz nehmen, meine Mutter und meine Schwestern standen am Fuße desselben.

Mein Vater sprach lange in ernstem, gütigem Tone zu mir.

Er sagte, er fühle, daß er nur noch wenige Tage zu leben habe, und daß er mir diese weiblichen Wesen, welche ihm ihre Thränen unterdrückend zuhörten, anvertraue. Der Aufenthalt in Paris tauge nichts für mich und die grausame Lehrzeit, die ich hier bestanden, müsse mir zur Warnung dienen.

»Jacques,« setzte er hinzu, »Dein unruhiger, übertriebener Ehrgeiz hat Dich ins Verderben gestürzt. Wenn ich nicht mehr sein werde, kehre mit Deiner Mutter und Deinen Schwestern nach Beaujeu zurück, das Haus, der Weinberg und das wenige Geld, welches ich Euch hinterlasse, werden Euch in den Stand setzen, bescheiden zu leben und eine bessere Zeit abzuwarten. Beschäftige Dich mit Handarbeit, vergiß alle deine hochfahrenden Träume und Du kannst noch glücklich werden.«

Es war über zehn Uhr Abends, als ich meine Familie verließ, nachdem ich meiner Mutter versprochen, den nächstfolgenden Tag frühzeitig wiederzukommen.

Sobald als ich mich wieder auf der Straße sah, holte ich tief Athem und rief:

»Endlich bin ich frei!«

Und ich eilte in die Rue Pierre Lescot in das Wirthshaus Matharel, wo ich noch den schönen Lambert, den ehemaligen Polizeispion Dubosq, den Doctor Peyrotte und die andern Stammgäste dieses verdächtigen Hauses zu treffen hoffte. Ich hatte noch nicht dem Gedanken entsagt, die Idee in Ausführung zu bringen, welche in mir erwacht war, als ich von der Höhe meiner Mansarde am Grèveplatze die auf dem schmutzigen Pflaster von Paris wimmelnde Menschenmenge betrachtete. — — —

Achtes Capitel.

Monsieur Mouillebouche.

Als Meister Martin an dieser Stelle von Jacques Herbin's Manuscript, dessen Lectüre ihn sehr zu amüsiren schien, angekommen war, machte er gleichwohl Halt, rollte die Blätter sorgfältig wieder zusammen und legte sie in das geheime Schubfach eines Möbels.

»Ich werde das Uebrige heute Abends lesen,« sagte er, »eben schlägt es drei Uhr auf Notre Dame und es ist daher Zeit, nach der Rue des Minimes zu gehen und eine andere Angelegenheit zu studiren.«

Er erhob sich, nahm seine Mütze von Fischotterfell, ging in seinen Laden, welchen er der alten Jeanne empfahl, und ruhig mit lächelndem Munde hinaus, wie ein rech-

schaffener Handelsmann, der in Bezug auf die Einzelheiten seines kleines Handels unbesorgt ist.

Meister Loiseau, der Färber, stand an seiner Thür. Er grüßte ihn im Vorbeigehen freundlich und ging langsam weiter nach dem Marais. Unterwegs zog er aus seiner Tasche den Brief, denselben, welchen er an diesem Morgen in dem Möbel gefunden, welches ein Commissionär ihm im Auftrage des Fräuleins Pelagie überbracht hatte.

Dieser Brief, von ungeschickter Hand und in einer damit übereinstiminenden Ortographie geschrieben, die wir uns hüten werden nachzuahmen, da wir sonst unserm Leser, der ein Feind hieroglyphischer Zeichen ist, eine wahre Oedipusarbeit bereiten würden — dieser Brief trug die Aufschrift:

»An Mademoiselle Marie, Kammermädchen bei dem Fräulein Pelagie, Quai des Ormes, in Paris.«

Der Inhalt lautete wie folgt:

»Meine liebe Schwester, besuche mich nächsten Sonntag in der Rue des Minimes, Nro. 13. Es gilt einen großen Schlag auszuführen. Der alte Procurator hat Familiengelüste, welche mir Unruhe einflößen. Man weiß nicht wer da lebt oder wer da stirbt und ein Testament ist sehr bald gemacht. Erst heute Morgen hat sich Herr Desescameaux zu seinem Notar begeben. Er hat es mir nicht gesagt, aber ich habe ihm Mouillebouche, unsern Portier, nachschleichenlassen. Außer der bekannten Familie existiren wie es scheint, in Paris noch ein Neffe und eine Nichte —, armes, bettelhaftes Gesindel, welches uns jeden Tag über den Hals kommen kann. Mein Herr hat mir ihren Namen

schon einmal genannt. Sie heißen Vernot und müssen irgend wo in der Insel der Cité wohnen. Ich bedarf sehr deiner Hilfe und deiner Rathschläge. Wie immer

»deine aufrichtige Schwester

»Ursula«.

»Alles verkettet sich,« sagte Meister Martin, indem er den Brief in die Tasche steckte. »Es ist klar, daß die beiden Miethsleute meines Nachbars Loiseau die Verwandten des alten Procurators sind, den Mamselle Ursula in ihrer Eigenschaft als Gesellschaftsdame oder Dienerin für Alles zu beerben gedenkt.«

Dann, nachdem er einen Augenblick lang nachgedacht, murmelte er:

»Die Erbschaft wird weder dem Neffen und der Nichte, noch der Dienerin zufallen, sondern dem Capitän Jacques.«

Der Handelsmann der Cité war vor dem Hause Nr. 13 der Rue des Minimes angekommen, einer ruhigen Straße, welche schon von Weitem an die Provinz erinnerte.

Das Haus, welches diese Nummer trug, besaß von außen die Physiognomie eines Klosters. Das breite, grün angestrichene Thor war mit einem herabhängenden gekrümmten Klopfer versehen, und über und über mit ungeheuren spitzköpfigen Nägeln beschlagen.

Meister Martin trat ein und lenkte seine Schritte nach der Loge des Portiers, welcher mit vorgerecktem Schmerbauche und das feiste Kinn in der Hand haltend majestätisch am Eingange seiner Loge stand.

Seine Physiognomie war eine von denen, welche nicht schwer zu entziffern sind, und der Handelsmann begriff sofort, mit wem er hier zu thun hatte.

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr,« sagte er, indem er sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung näherte, »könnten Sie mir vielleicht sagen, wo der Portier des Hauses zu finden ist?«

»Der bin ich, mein Herr,« antwortete der Mann in würdevollem Tone.

»Sie, mein Herr!« rief Meister Martin mit der Miene des Erstaunens. »Entschuldigen Sie meine Ueberraschung, aber Sie wissen und es ist unmöglich, daß Sie nicht schon selbst zwanzigmal die Bemerkung gemacht haben, jeder Mensch trägt auf seinem Antlitze die Stellung geschrieben, welche er in der Gesellschaft einnimmt, eben so wie bis zu einem gewissen Grade das Handwerk, welches er betreibt. Nun aber versichere ich Ihnen, daß ich, obschon ich Sie auf der Schwelle dieser Loge stehen sah, nicht einen Augenblick lang vermuthet habe, daß Sie der Portier des Hauses seien, und es auch nicht glauben würde, wenn Sie mir es nicht selbst versicherten.«

»Ja wohl, mein Herr, ja, ich bin es. Dabei aber scheue ich mich nicht zu sagen, daß die Bemerkung, welche Sie so eben ausgesprochen, schon von sehr vielen Personen gemacht worden ist, namentlich von den sehr liebenswürdigen jungen Leuten, welche dieses Haus bewohnen und die stets gern einige Worte mit mir sprechen, wenn sie an meiner Loge vorbeikommen.«

»Dann glaube ich nicht mich zu täuschen, wenn ich vermuthe, daß nur ein Familienunglück einen Mann wie Sie hat veranlassen können, einen Posten anzunehmen, der gewöhnlich nur von gemeinen Menschen von beschränkter Intelligenz bekleidet wird.«

»Ja, es ist leider nur zu wahr — meine Familie ist eine herabgekommene. Mein Vater war nämlich — Klempner.«

»Ist es möglich?«

»Klempner in diesem selben Stadttheile, mein Herr; man wird Ihnen dies bezeugen, wenn Sie sich darnach erkundigen wollen. Aber es ist ein wahres Sprichwort, welches sagt, daß man durch Kraft und Ausdauer Alles durchsetzen kann. Durch angestrengten Fleiß habe ich mir hier eine ganz hübsche Stellung zu bereiten gewußt. Dieses einfache Thor trägt mir jährlich ziemlich achthundert Thaler ein.«

»Zum Teufel! Das ist ein hübscher Pfennig.«

»Aber Sie können sich leicht denken, daß man dieses Geld nicht im Schlafe verdient. Diese achthundert Thaler sind die Frucht meiner Thätigkeit und jeden Morgen um vier Uhr im Sommer wie im Winter ist meine Frau schon auf den Beinen.«

»Ah! Ihre Frau?«

»Ja, mein Herr, mag das Wetter sein, wie es wolle; aber so bin ich einmal — die Pflicht vor Allem.«

»In der That das nenne ich Fleiß und Thätigkeit.«

»Sie beginnt damit, daß sie in unserem Stadttheil die Straßenlaternen auslöscht, welche sie Nachmittags säubert und Abends anzündet. Dieses Amt ist eigentlich mir verliehen worden, aber ich lasse sie es verrichten. Nachdem sie mit dem Auslöschen der Laternen fertig ist, hat sie nur eben Zeit in aller Eile ihren Kaffee zu trinken und ihre Aufwartungen zu besorgen. Sie hat deren nicht weniger als acht für eben so viele Garçons, die jeder monatlich

fünfzehn Livres dafür bezahlen. Dies macht zusammen einhundert und zwanzig Livres und ein ganz hübsches Geld. Pamela — so heißt meine Frau — Pamela kommt um zwei Uhr wieder nach Hause, ißt schnell zu Mittag und fegt dann den Hof und die Treppen. Wenn es sechs Uhr ist besorgt sie allerlei Gänge für unsere Miethleute, was uns auch etwas einbringt, dann kommt sie zwischen acht und neun Uhr wieder, um zu Abend zu essen und sich schlafen zu legen — die Faulenzerin. Sie sehen, daß alle diese Verrichtungen kaum eine Minute Ruhe übrig lassen, aber was hilft's? Wenn man eine Tochter und einen Sohn zu versorgen hat, so darf man die Mühe nicht scheuen.«

»Das nenne ich väterlich gesprochen. Was ich aber bei dieser ganzen Sache am meisten bewundere, ist die Art und Weise, auf welche Sie diese entsetzliche Existenz ertragen, denn auf mein Wort, Sie sehen so frisch und behäbig aus wie ein Rentier.«

»Mein Gott, der Mensch gewöhnt sich an Alles. Nur meiner Frau scheint es etwas schwer zu werden, doch schreibe ich dies der Schwäche ihres Geschlechts zu.«

»Das dient allerdings zur Entschuldigung,« sagte Meister Martin.

»Die Unglückliche magert auf eine Weise ab, daß ich mich ihrer förmlich schäme. Hierzu kommt noch, daß dies allen meinen Sympathien auf eigenthümliche Weise widerspricht, und wenn ich nicht durch das Gefühl meiner Pflicht abgehalten würde —doch ich bin vor allen Dingen gerecht, mein Herr, und kann ihr ihre Magerkeit nicht zum Verbrechen anrechnen. Da lobe ich mir freilich meine Tochter, das ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen und sie besitzt

eine Grazie, eine Eleganz, etwas Distinguirtes, was an unsere Herkunft erinnert.«

»Ha,« sagte der Handelsmann, »man sieht, daß sie die Enkelin eines Klempners ist!«

»Auf höchst frappante Weise, mein Herr. Und mein Sohn, dieser wird dem Namen Mouillebouche neuen Glanz verleihen!«

»Wie sagen Sie?«

»Ich sage, er wird dem Namen Mouillebouche neuen Glanz verleihen.«

»Dem Namen Mouillebouche!«

»Ja, so heiße ich.«

»Ah sehr schön! Und was ist Ihr Sohn, wenn ich fragen darf?«

»Mein Sohn, mein Herr,« sagte der Portier, indem er sich stolz das Kinn strich, »ist erster Liebhaber am Theater der Variétés amusantes.«

»Und Ihre Tochter, Fräulein Mouillebouche?«

»Minette ist Primadonna in einem Café chantant, wo sie die glänzendsten Triumphe feiert. Alle, welche sie gehört, haben mir versichert, daß es nur von ihr abhängen würde in der königlichen Akademie der Musik aufzutreten. Doch, entschuldigen Sie, ich unterhalte Sie da von meinen kleinen Angelegenheiten und vergesse ganz, daß Sie nothwendig in einer bestimmten Absicht hierhergekommen sind.«

»Allerdings, Herr Mouillebouche, aber ich hatte, durch den Zauber Ihrer Conversation hingerissen, selbst nicht daran gedacht. Ehe ich Ihnen sage, was mich herführt, muß ich Ihnen erklären, daß ich mich sehr glücklich schätze,

mit einem Manne von Geist zu thun zu haben, welcher fähig ist, gewisse delicate Umstände zu begreifen, die ein gewöhnlicher Verstand nicht zu fassen vermag.«

Der Portier verneigte sich wie ein Mensch, welcher fühlt, daß das Compliment, welches man ihm macht, kein unverdientes ist.

»Vor allen Dingen muß ich Ihnen gestehen,« hob Meister Martin wieder an, »daß ich aus der Provinz bin. Ich wohne in der Umgegend von Meaux, wo ich das ehrenwerthe, aber bescheidene Gewerbe eines Landwirths betreibe.«

»Das ist keine Schande,« sagte der Portier. »Fahren Sie fort — ich höre Sie.«

»Ich kam zunächst wegen eines Getreidehandels nach Paris, und als ich einmal da war, fiel mir ein, daß ich eine kleine Nichte hier habe. Ich erkundigte mich nach ihr und ermittelte endlich, daß sie hier Rue des Minimes, Nr. 13, wohnt.«

»Sehr gut,« sagte der Portier. »Ich fange an Sie zu verstehen. Sie kommen, um sie zu besuchen.«

»Sie haben es beinahe getroffen, aber noch nicht ganz. Ich will Ihnen sogleich sagen, daß meine Nichte Ursula heißt und daß sie bei Herrn Desescameaux in Dienst steht.«

»Bei dem ehemaligen Procurator? Die kenne ich ganz genau und kann Ihnen versichern, daß es ein sehr stattliches Mädchen ist —«

»Ah, also nach Ihrer Meinung ist sie hübsch, Herr Mouillebouche?«

»Sie ist ein derbes, starkes Mädchen mit einem ganz

angenehmen Gesichte, schwarzem Haare, munterer Farbe, mit einem Worte, was man ein schönes Mädchen nennen kann — nämlich auf dem Lande — denn meiner Minette kommt sie noch lange nicht gleich.«

»Und glauben Sie nicht, daß diese Dorfschönheit auf Herrn Desescameaux einigen Eindruck gemacht habe? denn dies ist eben das, was ich fürchte.«

»Was das betrifft, so weiß ich nichts davon, wohl aber kann ich Ihnen sagen, daß der ehemalige Procurator, so alt und abgelebt er auch sein mag, doch ein großer Bewunderer des schönen Geschlechtes ist und daß ich ihn oft dabei ertappt habe. Doch — Sie sollen ihn kennen lernen — ohne daß Sie von diesem Platze zu gehen brauchen.«

Das Haus Nr. 13 der Rue des Minimes bestand aus drei Abtheilungen; — die erste bildete die Hinterseite des Hofes und die beiden andern zwei vorspringende Flügel.

Von dem Hintergebäude hatte man die Aussicht auf die Straße über die kleine Mauer hinweg, in welcher der Thorweg angebracht war. Die Loge des Portiers befand sich links.

Herr Mouillebouche stellte sich auf die Schwelle seiner Loge und zeigte auf eines der Fenster der ersten Etage im Hintergrunde des Hofes.

»Sehen Sie jenen kleinen alten Mann, der mit dem Gesichte dicht am Fenster steht? Das ist er! — Der Bösewicht liegt auf der Lauer.«

»Auf was lauert er denn?«

»Auf junge Mädchen!«

»Nicht möglich!«

»Es ist aber so wie ich die Ehre habe Ihnen zu sagen. Sobald Mamsell Ursula hinaus ist, ist dies sein einziger Zeitvertreib.«

Der Handelsmann schaute aufmerksam hin.

Der alte Mann war klein, schwächlich, ein wenig gekrümmt, sehr mager, und hatte ein sehr rothes Gesicht, graue, runde Augen, einen eingekniffenen Mund und spitzes Kinn und Nase.

Bekleidet war er mit einem bis auf's Aeußerste abgetragenen Rock und auf dem Kopfe trug er eine schwarze Mütze.

Nach Verlauf von fünf Minuten begann er hin- und herzutrippeln und zu schmunzeln. Das Trippeln ward immer heftiger, er rieb sich die Hände und schien mit seinen kleinen, in ihren Höhlen funkelnden Augen das Fenster durchbohren zu wollen.

»Jetzt,« sagte der Portier, »schauen Sie auf die Straße.«

Meister Martin näherte sich ein wenig der Thür und sah auf der entgegengesetzten Seite der Straße ein junges Mädchen gehen, welches kaum sechzehn Jahre zählen konnte. Sie war von ziemlich gewöhnlicher Schönheit, besaß aber dabei die ganze Frische ihres jugendlichen Alters und ging bescheiden und mit gesenkten Augen einher.

»Gut,« murmelte Meister Martin, »nun kenne ich die schwache Stelle des Platzes —«

In demselben Augenblick trat eine Frauensperson in den Hof, mit einem Korb am Arme, welcher sehr voll war und dessen oben deshalb nicht ganz schließender Deckel

einige Stücke Wildpret und auserlesene schöne Früchte sehen ließ.

»Das ist Ihre Nichte,« sagte Herr Mouillebouche.

»Der Procurator ist auch ein Gutschmecker,« dachte der Handelsmann, »und Ursula unterhält sorgfältig alle seine Laster.«

Die Haushälterin blieb einen Augenblick vor der Loge stehen, um zu erfragen, ob vielleicht Jemand nach Herrn Desescameaux gefragt habe.

Mittlerweile musterte Meister Martin sie mit scharfem Blick und glaubte auf diesem rothen und zu breiten, aber ziemlich regelmäßigen und auf den ersten Anblick ziemlich angenehmen Gesicht große Entschiedenheit des Charakters und einen hohen Grad von Schlauheit, oder besser gesagt Falschheit zu erkennen.

Er ließ sie vorbeigehen, folgte ihr in einiger Entfernung, stieg rasch hinter ihr die Treppe hinauf und legte ihr, in der ersten Etage, wo der alte Procurator wohnte, angelangt, die Hand auf die Schulter.

»Nun, was gibt's?« fragte sie, indem sie sich rasch umdrehte und ihm in's Gesicht sah.

»Mamsell Ursula, ich habe zwei Worte mit Ihnen zu sprechen.«

»Und in wessen Auftrage?« fragte die schöne Haushälterin.

»Im Auftrage der Familie des Herrn Desescameaux, Ihres Dienstherrn.«

»Das dachte ich mir,« antwortete sie in entschiedenem Tone. »Sie gehören wohl auch dazu, zu dieser Familie?«

»Nein, aber ich habe den Auftrag, sie bei diesem Geschäfte zu vertreten.«

»Ah, es handelt sich also um ein Geschäft!«

»Noch nicht, aber es wird ohne Zweifel eines werden — dies hängt von Ihnen ab.«

»Ich begreife noch nicht.«

»Ich komme, um Ihnen im Namen der Familie ein Arrangement vorzuschlagen.«

»Ein Arrangement? mir? der Dienerin ihres Verwandten! Die Leutchen wollen mich wahrscheinlich zum Besten haben!«

»O nein, das kann ihnen nicht einfallen, denn Sie verschließen ihnen ja die Thür.«

»Sie scherzen, guter Mann. Es hat Herrn Desescameaux beliebt, seine Verwandten nicht mehr zu sehen — kann ich dafür? oder geht es mich etwas an?«

»Sie wollen also den Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe, nicht hören?«

Ursula zog den Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das Schloß.

»Allerdings,« sagte Meister Martin, »weder die Stunde noch der Ort ist geeignet, über eine Sache von dieser Wichtigkeit zu verhandeln. Ich werde wiederkommen.«

»O bemühen Sie sich nicht, mein guter Mann; es würde nichts nützen.«

»Nein, nein, ich werde wiederkommen,« hob der Handelsmann aus der Cité wieder an, »und ich schwöre, daß es nicht vergeblich sein wird. Sie haben Kopf, aber mir fehlt es auch nicht daran und ich glaube Ihnen daher gewachsen zu sein. Auf Wiedersehen!«

»Viel Glück,« antwortete die Dienerin.

Und nachdem sie ihre Thür geöffnet, verschwand sie.

Meister Martin blieb einige Augenblicke auf dem Treppenplatz stehen, dann murmelte er nach langem Schweigen:

»Ja, ehe man die großen Mittel anwendet, muß man einen ernsten Versuch bei diesem Mädchen machen. Wenn sie unerschütterlich bleibt, wohlan, dann hat sie es selbst gewollt.«

Nachdem er wieder einen Augenblick nachgedacht, setzte er hinzu:

»Pelagie wird die Sache besorgen.«

Dann ging er wieder die Treppe hinunter und stieß auf den Portier, der ihn im Vorübergehen erwartete.

»Nun,« sagte letzterer, »wie ist es bei der Nichte gegangen?«

»Ich habe es räthlich gefunden, mich nicht zu erkennen zu geben und bitte Sie, ihr kein Wort von dem mitzutheilen, was ich vorhin Ihnen gesagt habe. Ich habe meine Gründe, so zu verfahren.«

»O, ich bin in dem ganzen Stadttheil wegen meiner Verschwiegenheit bekannt.«

»Und nun,« hob Meister Martin wieder an, indem er die Hand in die Tasche steckte, »machen Sie mir das Vergnügen, Herr Mouillebouche, ein Andenken von mir anzunehmen. Wenn ich ein Kunstwerk hätte, so würde ich es Ihnen schenken, da ich aber keines habe, so bitte ich Sie inständig, diese kleine Münze dafür anzunehmen.«

Und er bot Herrn Mouillebouche ein Sechslivresstück.

Herr Mouillebouche erröthete ein wenig und schwankte

zwischen der Furcht, in den Augen eines Mannes, der eine so hohe Meinung von ihm gefaßt, zu verlieren, und dem Wunsche, eine so glänzende Belohnung anzunehmen.

»Parbleu, Herr Mouillebouche,« sagte Meister Martin, der diesen innern Kampf errieth, »Sie können diesen Beweis meiner Achtung und Freundschaft nicht ablehnen. Sie kennen eben so gut als ich die Meinung aller Philosophen in dieser Beziehung. Kennen Sie Voltaire?«

»Voltaire? Ja wohl, versteht sich.«

»Wohlan, Voltaire sagt es ausdrücklich: Einem Portier weniger als sechs Livres anbieten, heißt ihn demüthigen, aber sechs Livres sind etwas ganz Anderes und der im Punkte der Ehre empfindlichste Portier kann sie ohne Bedenken annehmen. Kurz, es kommt Alles auf die Wichtigkeit des Geschenks an — Sie werden den Unterschied sofort begreifen.«

Herr Mouillebouche versicherte, daß er ihn vollkommen begriffe und nahm das Geldstück.

Meister Martin drückte ihm cordial die Hand, versprach ihm wieder zu kommen und entfernte sich mit freundlichem Gruße.

Neuntes Capitel.

Fortsetzung von Jacques Herbin's Bekenntnissen.

Der Handelsmann der Cité hatte Eile, die Fortsetzung der Geschichte des unglücklichen Jacques Herbin kennen zu lernen.

Sobald er daher in seinen Laden zurückgekehrt war, schloß er sich ein und fuhr in dem Manuscript von der Stelle an, wo er stehengeblieben, weiter fort.

Wir lassen diesen Rest des Manuscripts hier folgen.

* *
*

Ich eilte also nach der Rue Pierre Lescot.

Das Wirthshaus war sehr besucht. Mitten unter dem Tumult versuchte der Doctor Peyrotte mit seiner pfeifenden, zischenden Stimme eine seiner wunderbaren Curen zu erzählen.

Aber Niemand hörte auf ihn.

Sobald er mich sah, kam er auf mich zugelaufen, in der Hoffnung, endlich einen gutwilligen Zuhörer zu finden.

»Ach,« sagte ich, »es ist nun genug mit diesen Narrenspossen. Diese ewige Faselei von eingebildeten Kranken fängt an sehr langweilig zu werden.«

Er warf mir einen giftigen Blick zu.

»Erzürnen Sie sich nicht, Doctor, ich bringe Ihnen eine wirkliche Kundschaft, wirkliche Kranke —«

»Patienten für Peyrotte,« rief der Polizeispion, »desto schlimmer für die Patienten!«

»Sie, Dubosq, werden noch, ehe sechs Monate vergehen, einen hohen Posten begleiten.«

Man begann auf mich zu hören.

»Was den schönen Lambert betrifft, so verspreche ich ihm ganz einfach ein großes Vermögen. Lieber Freund, Du wirst Dir dann auch ein Paar neue Manschetten kaufen können — Du bedarfst deren.«

Lambert konnte es niemals vertragen, wenn man über seine Toilette witzelte. Wüthend erhob er sich.

»Ja, und Du wirst auch wirkliche echte Busenstreifen tragen.«

»Ha! Ist der Abbé denn heute übergeschnappt?« rief Lambert.

Mein Eintreten hatte großes Aufsehen erregt und man interpellirte mich von allen Seiten zu gleicher Zeit.

»Wollt Ihr mich hören?« hob ich wieder an. »Es soll Jeder seinen Theil bekommen.«

»Die Sache ist also ernstlich gemeint?« fragte Dubosq.

»Ja wohl, sehr ernstlich und der Beweis davon ist, daß wir Alle einen Schwur leisten werden.«

»Was sollen wir denn beschwören?«

»Keinem Menschen zu offenbaren, was ich Euch anvertrauen werde.«

Ich sah wie Dubosq's kleine Augen vor Freude funkelten. Ohne Zweifel witterte er ein Complott. Der Instinkt seines früheren Berufes erwachte in ihm.

»Schließen wir erst die Thüren,« sagte er, »das ist sicherer.«

Nachdem man die Thüren geschlossen und den Schwur geleistet hatte, trat Schweigen ein und ich setzte meinen Unglücksgefährten den Plan auseinander, den ich an demselben Tage am Fenster meiner Dachkammer in der Rue de la Tonnellerie entworfen hatte.

»Ehe ich Euch sage, wohin ich Euch führen will, wollen wir uns genau über den Ausgangspunkt verständigen. Hat dieses Leben der Nothbehelfe, der Entbehrungen, der Bettelei und des Elends etwas Angenehmes für Euch? Was mich betrifft, so bin ich desselben überdrüssig. Ich hatte mir sogar vorgenommen, mich noch heute Abend um-

zubringen; da fiel mir ein Gedanke ein, der uns Alle retten kann — alle, hört Ihr wohl — und der uns vielleicht eben so glücklich, eben so mächtig und eben so furchtbar macht, als wir jetzt elend, arm und verachtet sind.«

»So ist es auch,« sagte Dubosq, »das ist der Ausgangspunkt. Ein Haufen Menschen, belastet mit Schulden und« — setzte er mit einem Seitenblick auf den Doctor leise hinzu — »mit Verbrechen.«

»Dennoch aber waltet noch ein Unterschied ob, der nicht ohne Wichtigkeit ist. Die Gesetze verfolgen uns noch nicht mit ihrer rechtmäßigen Strenge — und das ist auch etwas.«

»Machen Sie doch, daß Sie fertig werden,« rief Peyrotte. »Haben Sie vielleicht den Stein der Weisen gefunden?«

»Oder ein neues Missisippiproject ausgesonnen?« fragte der schöne Lambert.

»Ich habe etwas Besseres gefunden als dies — und mein Geheimniß heißt Association.«

Ein großer Tumult erhob sich. Niemand verstand mich bis jetzt.

»Association wovon?«

»Association unserer Armuth? Der Abbé will uns mystificiren.«

»Lasset ihn sich erklären — Herbin, was willst Du denn hier associiren?«

»Euren Ehrgeiz — es wird der Freimaurerbund der Ehrgeizigen sein! Versteht Ihr mich endlich? Isolirt ist jeder von uns der elende Spielball eines feindseligen Schicksals. Er zerschellt an dem geringsten Hinderniß, er kämpft

*

vergebens gleich dem Schiffbrüchigen in einem schäumenden Ocean, welcher Leichen hin- und herschleudert.

»Vereinigt, associirt, verschworen, wenn Ihr wollt, werden wir dagegen eine furchtbare Macht. Indem wir nach und nach Alles anwerben, was wir von jungen, feurigen, intelligenten, in Bezug auf die Mittel nicht sehr gewissenhaften Menschen, die sich schnell emporarbeiten wollen, finden können, werden wir geheime Verzweigungen in der Politik, in der Verwaltung, im Handel, in den Tribunalen, im Kaufladen, ja selbst in der kleinsten Krambude haben; es wird gleichsam ein ungeheures Netz sein, welches die ganze Gesellschaft umschlingt. In Gruppen getheilt, werden die Mitglieder unseres Freimaurerbundes sich gegenseitig unterstützen und einer dem andern förderlich sein, und wir werden den unermeßlichen Vortheil genießen, daß in der Gesellschaft, in welcher wir gegenwärtig leben, die Menschen nur dadurch zu Reichthum und Glück gelangen, daß sie ihre Nebenbuhler zermalmen und daß der Erfolg eines Einzigen beinahe immer der Ruin einer großen Anzahl Anderer ist, während in unserem Bunde der Erfolg und das Glück eines Jeden, der Nutzen Aller sein werden.

»An's Werk denn, an's Werk schon diesen Augenblick; schwören wir, niemals unsere Interessen zu trennen, uns keine Art von Unterstützung und Hingebung zu verweigern, bilden wir schon diesen Abend die erste Gruppe der Freimaurerei der Ehrgeizigen, setzen wir unsere Statuten fest, ernennen wir ein Bureau und nehmen wir die Worte Alle für Jeden zum Wahlspruch. Unsere Parole sei: Das Ziel erreichen.«

Diese Anrede, die ich noch mit einigen pikanten Redensarten würzte, hatte Erfolg.

Ich hatte mit einem Publicum zu thun, welches auf's halbe Wort verstand. Das Präsidium ward einstimmig mir übertragen. Der schöne Lambert ward zum Vicepräsidenten und Dubosq zum Secretär ernannt.

Noch in derselben Sitzung weihten wir den Herrn der Kneipe in das Geheimniß ein.

Matharel war ein Mann von Muth, Entschlossenheit und Umsicht. Er hatte beinahe alle möglichen Handwerke getrieben.

Man übertrug ihm das Amt eines Cassirers.

Macht der Association! Unsere Taschen waren leer und wir hatten schon eine Casse!

Zum zweiten Male fand sich hier eine Lücke in dem Manuscript vor. Aus einigen Bruchstücken ließ sich jedoch abnehmen, daß die eines Abends zwischen vier qualmenden Oellampen in der Kneipe der Rue Pierre Lescot gegründete Freimaurerei sehr bald ihren wahren Charakter angenommen hatte, das heißt eine furchtbare Association geworden war, deren Häupter Lambert und Jacques Herbin waren und für welche alle Mittel, sich zu bereichern, gut waren, selbst die verbrecherischsten und gefährlichsten.

Ein anderweites einigermaßen zusammenhängendes Bruchstück gestattete dem Handelsmann, seine Lecture mit Nutzen weiter fortzusetzen.

* *
*

René Lambert hatte Laura in einem entfernten öden Stadttheile einquartirt. Hier in einem prächtig eingerich-

teten Hause, von Dunkel und Geheimniß umgeben, überließ sie sich ihrer wahnsinnigen Leidenschaft für den Luxus und erneuerte die Sitten der Regentschaft.

Dieses Haus diente unserer Association gleichzeitig zum Hauptquartier. Hinter der Val de Grace, zwischen der Rue Saint-Jacques und der Rue des Postes ziehen sich umfangreiche Grundstücke hin, welche den früheren Klöstern der Ursulinerinnen und Präsentinerinnen gehörten.

Mitten in diesem Terrain, nach der Sackgasse des Vignes zu, umgibt eine sehr hohe Mauer einen Garten von zwei oder drei Acker Flächengehalt, wovon ein großer Theil mit Kastanienbäumen und hundertjährigen Ulmen bedeckt ist.

Eine kleine, auf das einsame Gäßchen gehende Thür ist der einzige Eingang, welcher in diesen Garten führt, in dessen Mitte ein viereckiger Pavillon steht, der mit einer Terrasse und einem Unterbau versehen ist. Von der Sackgasse und dem umliegenden Terrain aus kann man wegen der hohen Einfriedigungsmauer diesen Pavillon nicht sehen. Von der Seite der Rue du Pot de Fer, des Puits-qui-parle und des volkreichen Stadttheils Mouffetard wird er durch dichte Baumgruppen geschützt.

Dieser Pavillon ist ein altes plumpes Bauwerk, welches aus der Regierungszeit Ludwigs des Dreizehnten herrührt. Zur Zeit der Wunder des heiligen Medardus war er der Zufluchtsort und Tempel einer Gemeinde von sogenannten Convulsionären gewesen, welche hier eine Zeit lang den Ordonnanzen und den Verfolgungen der Leuten des Königs Trotz zu bieten wußten, nachdem sie aus dem Schlosse Vernouillet vertrieben worden waren.

Man hatte hier sogar die geheime Druckerei etablirt,

aus welcher die berüchtigte »Kirchenzeitung« (Gazette ecclésiastique) hervorging, deren Pressen der Generallieutenant der Polizei Herault niemals zu entdecken vermochte.

Ein wenig später war der Pavillon der Sackgasse des Vignes in den Händen eines jungen Hofherrn einer jener Vergnügungsorte, welche man »kleine Häuser« nannte. Der schöne Lambert hatte, indem er diesen Pavillon durch Matharel's Vermittlung acquirirte, die doppelte Bestimmung desselben nicht geändert.

Mitten in dem umfangreichen Garten, wo es weder Blumenbeete noch sonstige Anlagen, sondern blos grünen Rasen und dichte Baumgruppen gab, mit seiner Terrasse von zehn Stufen, seinen schmalen, sehr hohen mit Läden verschlossenen Fenstern, seinen düstern, von großen Bruchsteinen erbauten Mauern und seinen niedrigen Mansarden hatte der Pavillon äußerlich ein trauriges, eintöniges Ansehen, welches die schwermüthigsten Gedanken einflößte.

Deshalb empfand man eine sehr lebhafte Ueberraschung, sobald man das Hauptthor durchschritten hatte.

Zuerst kam man dann in eine frische, lachende, kokette Vorhalle, welche war wie die Vorrede zu einem Roman des jüngern Crébillon.

Die Abgelegenheit und Einsamkeit dieses kleinen Hauses hatten daraus gemacht, was die Lava und Asche des Vesuvs früher einmal aus Pompeji machten — das lebendige Museum einer todten Civilisation.

Hinter diesen dichten Mauern hatten sich die verweichlichten, eleganten und zügellosen Sitten des Hofes Ludwigs des Fünfzehnten in ihrem ganzen materiellen Ausdruck unversehrt erhalten.

Die Vorhalle des Pavillons ward im Hintergrunde durch ein Fenster erleuchtet, dessen Licht durch einen chinesischen Vorhang gedämpft und gemildert ward. Abends zündete man einen kleinen venetianischen Kronleuchter von farbigem Glase an.

Die Mauern waren von oben bis unten mit hölzernem Getäfel bedeckt und grüne Leisten bildeten die Rahmen von sechs Gemälden, auf welchen ein Schüler Boucher's Turteltäubchen, ländliche Attribute und Blumenguirlanden dargestellt hatte.

Auf jeder Seite befanden sich zwei Thüren, welche mit Gruppen von kleinen Amoretten bemalt waren, die sich auf Wolken sitzend liebkosten.

Die Decke war pompadourblau und mit umfangreichen Rosen und Nelkensträußen besäet.

Vor dem Fenster auf einem sehr niedrigen Sockel lag lächelnd und schmachtend ein schöner Adonis von weißem Marmor.

Rechts befand sich der mit seidenen Tapeten von gedämpfter Färbung geschmückte Salon. Ueber der wirklichen Thür, so wie einer derselben gegenüber angebrachten scheinbaren sah man Malereien, die aus dem bekannten Werke von Johannes Secundus »die Küsse« entlehnt waren, welches eine Uebersetzung von Dorat in die Mode gebracht hatte.

Auf dem mit kupfernen Perlen verzierten Camin von Onyx stand eine Pendule und einige Armleuchter mit rosenfarbenen Kerzen, Becher von Agat und Fächer von amerikanischen Federn. Zwischen den beiden Fenstern stand auf einem großen rothlackirten japanischen Möbel eine un-

geheuer große Vase aus blauem Granit von Coromandel gefertigt und mit einem großen Fuße, der mit durchbrochener Schnitzarbeit verziert war.

Gegenüber auf den Etageren zweier schwarz lackirten Schränke standen Figuren von Meißner Porzellan — Venus, Apollo, Dianen, Heben, Papageien auf ihrem Stabe, elfenbeinerne Kästchen, mit wunderbarer Zartheit aus Speckstein gehöhlte Tassen, venetianische Glaskrüge, chinesische Flaschen, grüne Drachen mit rothen Augen, Pagoden und allerhand Gegenstände von Bergkrystall — mit einem Worte jene tausend nichtsnutzigen Siebensächelchen, welche ein frivoler Geschmack unter der letzten Regierung in die Mode gebracht hatte.

Die Sessel waren von vergoldetem Holze mit gelbseidenem, blaßroth gestreiftem Stoffe überzogen, und die kleineren Möbel von Rosenholz mit Elfenbein und Kupferverzierungen ausgelegt. Zwei sehr große Sophas mit hohen Lehnen und einem Blumenketten tragenden Amor darüber standen dem Camine gegenüber.

Girandolen, die für Meisterwerke der Ciselirkunst gelten konnten, ovale Spiegel und prachtvolle Teppiche vervollständigten die Ausstattung des Salons.

Die kleinen Gemächer der ersten Etage zeigten denselben Luxus mit noch weibischeren und dem Zwecke dieser wollüstigen Wohnung noch mehr entsprechenden Details.

Es gab hier ein Boudoir, dessen von Boucher gemalte Decke Hebe beim Mahle der Götter vorstellte. Auf den Wandgetäfeln sah man Scenen aus jener nur wenig verschleierten Mythologie, welche den Künstlern erlaubte, ihre Pinsel an die äußersten Grenzen anstreifen zu lassen,

welche die Kunst von der Zügellosigkeit trennen. Leda, Danae, Psyche und die Nymphe Arethuse erzählten den Augen ihre leichtfertigen Fabeln unter den Zügen der vornehmen Damen von Versailles.

Auf den mit Festons verzierten Ofenschirmen sah man in ihrem Schlafe überraschte Schäferinnen, Ottomannen mit weichen Polstern luden zur Ruhe ein und die dichten Falten seidener Vorhänge an den Thüren, an den Fenstern, an den Alcoven erzählten von Geheimnissen und süßem Schmachten.

Eines Abends begab ich mich in unser Haus im Gäßchen des Vignes. Einige unserer Freunde waren schon im Salon beisammen und machten Laura mit ein wenig lebhafter Galanterie die Cour. Die Geliebte des schönen Lambert war das eigentliche Band unserer Association.

Trotz des Stolzes, den ich fühlte, unsere Glücksumstände durch die Macht einer Idee so rasch emporgebracht zu haben, mußte ich doch zugeben, daß ohne Laura, ohne die tausend unsichtbaren Fäden, mit welchen sie uns umgarnte, ohne die Verführung, welche sie auf uns Alle ausübte, die Uneinigkeit sehr bald zwischen uns zum Ausbruche gekommen sein würde.

Laura hatte mir bis zu dieser Zeit ein unerklärliches Geschöpf zu sein geschienen, welches die auffallendsten Gegensätze darbot.

Ich wäre in große Verlegenheit gekommen, wenn ich ihren Charakter hätte definiren sollen. Kaum zwanzig Jahre alt, sehr hübsch, braun, ein wenig corpulent, ließ sie das sehr reine Oval ihres von schönem Haar eingerahmten Gesichts, ihren Blick und ihre Geberde zuweilen

plötzlich, statt der liebenswürdigen Verlegenheit der Scham, das kecke, dreiste Wesen der Courtisane zur Schau tragen und ihre sonst so weiche, wohlklingende Stimme ward scharf und gellend.

In demselben Augenblicke, wo sie unsere Versammlungen durch ihre Sanftheit, ihre Empfindsamkeit, ihre bezaubernden Schwächen entzückte, breitete sich plötzlich eine Wolke über ihre Züge und der Engel ward der Dämon eines unversöhnlichen Hasses und monstruöser Verirrungen.

Sie ließ dann Worte fallen, welche uns erstarren machten, und entwickelte einen kaltblütigen Hang zur Bosheit, vor dem unsere eigene Schlechtigkeit entsetzt zurückbebte.

Dann war sie wahrhaft schön, aber ihre Schönheit erfüllte mit Schauder.

Eines Tages sagte ich zu ihr:

»Sie haben also kein Herz?«

Sie antwortete mir:

»Ich habe keines *mehr*!«

Um zehn Uhr gingen wir in den Speisesaal, wo das Souper in prachtvollem Geschirr von Sèvres aufgetragen war.

Das ganze Mobilar dieses Zimmers war aus Indien. Decken von feinem Stroh mit Arabesken verziert, bedeckten die Wände bis zu halber Höhe. Das Uebrige war bis zur Decke ein lackirtes Gemälde, welches Vögel und Früchte aus der neuen Welt darstellte.

Die Decke war ein goldenes Spalier, zwischen welchem sich leichte grüne Ranken hindurchschlängelten.

Wir waren zahlreich.

Lambert und Matharel erregten Laura's Witz. Sie schien an diesem Abend sehr heiter zu sein, lachte oft laut auf und trug durch pikante Bemerkungen zu der immer lebhafteren Conversation bei.

Das leckere Mahl und die edlen Weine hatten in Allen eine gehobene Stimmung erzeugt. Alle sprachen auf einmal. Man hörte fast nichts als Interpellationen, welche sich nach allen Richtungen kreuzten, geistreiche oder einfältige Aeußerungen, wie sie Jeder nach seiner Manier machte.

Laura's Stimme aber beherrschte klar und vibrirend den Tumult.

»Ja,« rief sie, »die Liebe in den Augen und die Hölle im Herzen.«

Sie war furchtbar bleich.

Alles schwieg. Dieser mitten in eine elegante Orgie hineingeworfene Verzweiflungsschrei hatte die Heiterkeit der Gäste sofort gebannt.

Ein sich plötzlich an unserer Tafel niedersetzendes Gespenst hätte keine betäubendere Wirkung hervorbringen können.

Der Doctor ließ ein kurzes trockenes Gelächter hören.

»Meine schöne Freundin,« sagte er, »Sie sind krank.«

»Nein, ich bin nicht krank,« entgegnete sie. »Ich bin wahnsinnig — wahnsinnig — wahnsinnig.«

Der schöne Lambert murmelte verdrießlich:

»Das sind ihre Anwandlungen, welche sich wieder einstellen. Es ist auf die Länge wirklich unerträglich.«

Er näherte sich ihr und sagte mit leiser Stimme ihr einige Worte in's Ohr.

Sie stieß ihn mit einem Ausdruck von Verachtung und Widerwillen von sich, den ich noch niemals von ihr gesehen.

Dann fuhr sie sich mit ihren schönen Händen über das Gesicht, als ob sie eine Vision verbannen wollte, und sagte:

»Ja, ich bin wahnsinnig — so wahnsinnig, daß man mich binden sollte. Wovon will ich denn mit diesen Menschen sprechen? O namenlose Marter, in seinem Herzen eine unvergängliche Erinnerung an Alles zu tragen, was es auf Erden Gutes, Reines und Ruhiges gibt. Alles dies zu fühlen und sich unaufhörlich in diesem Strudel von Schande und Laster zu wälzen! Das ist meine Hölle und das ist auch mein Haß. O mein Gott, mein Gott, warum hast Du mir nicht die Gnade erzeigt, mich auch in diesem Schlamme geboren werden zu lassen!«

Laura sprach mit leiser Stimme, ihre Lippen bewegten sich kaum. Einen Augenblick schien es mir sogar, als ob diese seltsamen Worte aus ihrer Brust kämen, ohne daß der Mund sie ausspräche.

Der Klang der Worte war verschleiert, matt, ohne Wiederhall.

Aber eine Todtenstille herrschte in dem vor wenigen Minuten noch so geräuschvollen Zimmer und wir verloren keine Sylbe von ihrem Monolog.

Als sie aufgehört hatte zu sprechen, dauerte dasselbe Schweigen unter uns noch fort.

Jeder blieb unbeweglich auf seinem Platze. Es war als ob der Stab eines Zauberers uns Alle berührt hätte, und die lange mit Krystallen, kostbarem Geschirr, Kerzen

und Blumen bedeckte Tafel kam mir vor wie eines jener Feengastmähler, die in verlassenen Palästen durch unsichtbare Diener für gespenstische Gäste hergerichtet werden.

Laura war die Erste, welche über die lebende Einsamkeit erschrak, die sich um sie herum gebildet hatte. Sie erhob sich plötzlich.

»Was gibt es denn?« rief sie. »Trinken wir! trinken wir! Es lebe das Vergnügen und die Liebe!«

»Ja, trinken wir, trinken wir!« wiederholten die Gäste.

»Lambert, schenke mir ein von diesem spanischen Wein. Meine Freunde, ich trinke auf das Wohl meines Geliebten, meines edelmüthigen Gönners, der mich aus dem Hospital gezogen, um mir dieses Freudenleben zu bereiten.«

»Er hat Sie aus dem Hospital gerettet!« rief ich mitten unter dem Erstaunen, welches durch diese unerwartete Mittheilung hervorgerufen worden war.

»Schweig,« sagte Lambert zu ihr. »Deine Geschichte ist Unsinn und unsere Freunde könnten sie für wahr halten.«

Der Elende fürchtete, daß das Ansehen seiner Geliebten durch ihre Geständnisse vermindert würde und daß er dann in Zukunft von ihr nicht mehr den Nutzen ziehen könnte, den er von ihr erwartete.

Sie errieth recht wohl, was er dachte.

»René fürchtet, daß ich ihn ruinire. — Sei doch unbesorgt — das Vergnügen ist ein Krystallbecher — wenn man ihn ausgespült hat, so hat er kein Ansehen mehr.«

Dieser Cynismus empörte mich.

»Hören Sie nicht auf Lambert,« unterbrach sie Peyrotte, »und erzählen Sie uns Ihre Geschichte, wenn dieselbe eben so schön ist als Sie.«

»Meine Geschichte ist reizend. Ich werde die Freuden unseres Gastmahles dadurch erhöhen, daß ich sie Ihnen erzähle. Bin ich nicht zu Ihrem Vergnügen hier?« setzte sie mit bitterem Lächeln hinzu.

Zehntes Capitel.

Die Geschichte der schönen Laura.

Wir schweigen abermals, um die Geschichte der schönen Laura von ihr selbst erzählen zu hören.

Die Courtisane schien sehr aufgeregt zu sein. Ihre Wangen waren bleich, aber das Fieber gab ihren Augen einen eigenthümlichen Glanz.

»Meine Geschichte ist reizend,« hob sie wieder an. »Ich bin von rechtschaffenen Eltern geboren.«

»Die aber arm waren,« rief einer der Gäste.

»Es ist merkwürdig, wie viele Laster von armen rechtschaffenen Eltern abstammen,« murmelte neben mir ein ehemaliger Mitarbeiter an der »Encyklopädie«, den wir erst ganz kürzlich in unseren Bund aufgenommen hatten.

»Meine Eltern waren nicht arm, sondern rechtschaffene und reiche Fabrikanten und erfreuten sich großer Achtung. Ich hatte eine fromme Mutter, Brüder, welche mich liebten und welche kommen und mich umbringen würden, wenn sie wüßten wo ich bin. Sie erwarten wahrscheinlich irgend

ein romantisches Abenteuer zu hören, aber so vieler Dinge bedarf es nicht, um ein Kind ins Verderben zu stürzen. Ich habe deren im Hospital fünfzig kennen gelernt, die mir ihren Roman erzählt haben, wie ich Ihnen den meinigen erzähle. Diese Romane hatten alle nur zwei Capitel — Verführung und Treulosigkeit. — Der Graf kam nach Lyon.«

»Der Graf von —?« fragte ich begierig.

»Herbin, Sie sind sehr neugierig. Wollen Sie mich nicht auch nach dem Namen meines Vaters fragen?«

»Wir wollen sagen der Graf von drei Sternen!« rief Dubosq.

»Da Herbin mich unterbrochen hat, so gehe ich in meiner Geschichte etwas weiter zurück.

»Die Familie meines Vaters hatte früher in den Cevennen große Güter besessen, die sie durch Confiscation in Folge der Unruhen verloren, welche durch die Aufhebung des Edicts von Nantes hervorgerufen wurden. Diese Güter waren in Gesammtheit in die Hände der Familie der Grafen von —«

Die Courtisane schwieg in dem Augenblick, wo sie beinahe aus Uebereilung den Namen dieser Familie genannt hätte.

»Die Anonymität wird Sie noch mehrfach geniren,« bemerkte Dubosq.

»Sie haben Recht, ich werde noch irgend eine Unklugheit begehen. Wohlan, diese Familie hieß von Saint-Hippolyte, nach dem Namen eines ihrer Güter. — Ich weiß nicht, wie mein Vater auf den Gedanken gekommen war, zu hoffen, daß es ihm möglich sein würde, die Wiederherausgabe eines Theils der Güter zu erlangen, die seinem

Urgroßvater genommen worden waren. So viel ist indessen gewiß, daß schon seit vielen Jahren ein Prozeß bei dem Parlament von Toulouse anhängig war und die Entscheidung sollte in Kurzem gefällt werden, als der Graf von Hippolyte bei meinem Vater erschien und seine Absicht kund gab, diesen Prozeß auf gütlichem Wege zu enden.

„Einige Worte über meine Familie werden Ihnen die Art und Weise der Verführung begreiflich machen, welche der Graf sehr bald in Bezug auf mich ins Werk zu setzen begann.

„Meine Familie gehörte der reformirten Religion an. Seit Widerruf des Edicts von Nantes nach Lyon geflüchtet, hatte sie die Sitten der religiösen Fataniker des Gebirges in ihrer ganzen Strenge bewahrt.

„Die Erinnerungen an die Verfolgung erzeugte neben dieser Strenge eine Zurückhaltung, Klugheit und Umsicht, welche sich in den geringsten Vorgängen des täglichen Lebens kundgab. Alles war ernst bei uns und sogar unsere naiven Spiele hatten etwas Gesetztes und Feierliches. Bei uns hörte man niemals jene lauten, frischen, silbernen Kinderstimmen, welche die Freude der Mutter und des Hauses sind, sondern überall herrschte Schweigen und die pünktlichste Ordnung während der Arbeiten in der Fabrik und dem Comptoir.

„Nach dem Abendbrot bestand unsere Erholung darin, daß wir aus einem frommen oder moralischen Buche vorlesen hörten.

„Mein Vater war nicht sehr mittheilsam. Außer wenn es seine Geschäftsangelegenheiten verlangten, empfing er Besuch von Niemanden und trug ganz besonders Sorge,

jede Art Umgang und Verbindung mit unsern Nachbarn zu vermeiden. Sein strenges, kaltes Gesicht berührte uns eisig, und wenn er mit meiner Mutter sprach, so geschah es immer mit dem größten Respect. Wir gingen niemals in Gesellschaft oder ins Theater und ich erinnere mich nicht, bei uns Feste oder gesellige Zusammenkünfte gesehen zu haben.

»Nur des Sonntags in der schönen Jahreszeit führte mein Vater uns auf's Land. Meine Mutter, meine Brüder und ich lustwandelten dann im schönen Sonnenschein am Ufer des Flusses und ich war damals wahrhaft glücklich.

»Der trauliche Anblick der mit Weinstöcken bedeckten Hügel, die Ruhe unter den Gebüschen, unser Rückweg Abends nach der Stadt auf einem frisch duftigen Wiesenpfade beschäftigten meine Erinnerung während der ganzen Woche, die wir in unserm eintönigen Hause auf der Montée Saint-Just verlebten. Wenn ich an diese so reinen Tage meiner Kindheit denke, so möchte ich sterben.«

»Wenn Dir so viel daran liegt,« unterbrach sie Lambert auf brutale Weise, »so genire Dich um meinetwillen ja nicht.«

Laura hatte die Worte: »Dann möchte ich sterben,« mit thränenden Augen gesprochen.

Jetzt wendete sie sich zu ihrem Geliebten und sagte zu ihm in einem Tone, bei welchem mich ein kalter Schauer durchrieselte:

»Nein, ich will lieber leben, hörst Du, und mich rächen.«

Dann nach einer Pause fuhr sie fort:

»So lange ich noch Kind war, sah und wünschte ich nichts über den engen Kreis hinaus, welchen mein Vater

um seine Familie herumgezogen hatte und den er mit jedem Tage enger machte.

»Als ich aber größer geworden war, begann ich die Martern einer mir selbst unklaren Unruhe, einer unaussprechlichen Unbehaglichkeit zu empfinden.

»Meine Brüder waren schon auf dem Comptoir beschäftigt. Einige Jahre älter als ich, waren sie eben so ernst und eben so zurückhaltend geworden wie mein Vater.

»Ich fühlte ein gebieterisches Bedürfniß, zu lieben und es zu sagen und hörte niemals um mich herum ein einziges Wort aussprechen, welches vom Herzen kam oder zu kommen schien. Ich hatte lange Anwandlungen von Schwermuth und dann wieder von fieberhafter Freude.

»In der Nacht weinte ich, ohne zu wissen warum. Ich glaubte zu bemerken, daß meine Mutter nicht glücklich war.

»Unter einem trockenen, steifen Aeußern verbarg meine Mutter ein liebendes, gefühlvolles Gemüth und ich hatte meine eigene Empfindsamkeit von ihr geerbt. Wenn ich mich ihr aber öffnen wollte, wenn ich mich mit Thränen in den Augen ihr zu Füßen warf und zu ihr sagte: »Meine Mutter, liebe mich! liebe mich! ich bin sehr unglücklich!« hob sie mich auf und antwortete wie erschrocken: »Was soll diese Kinderei bedeuten? Mein Gott, was würde dein Vater sagen, wenn er uns sähe?«

»Sie hatte es sich so angewöhnt, jedes wärmere Gefühl in den Hintergrund ihres Herzens zurückzudrängen, daß selbst die mütterliche Zärtlichkeit sich nicht mehr geltend machen konnte. Nun ward ich von großer Entmuthigung und einem um so bitterern Schmerze ergriffen, als ich die Ursache desselben nicht kannte und ihm keinen Namen geben konnte.

»Zu dieser Zeit war es, wo, wie ich Ihnen schon erzählt habe, der Graf von Saint-Hippolyt nach Lyon kam, um sich mit uns zu verständigen.

»Anfangs empfing mein Vater ihn mit großem Widerstreben. Er wollte von keinem Arrangement hören, obschon das Interesse seiner Familie ihm ein solches räthlich erscheinen lassen mußte.

»Es bestand zwischen ihnen ein alter fortgeerbter Haß. Der Graf entwickelte jedoch so viel Ausdauer, Selbstverläugnung und Großmuth, daß mein Vater endlich nachgeben mußte.

»Von diesem Augenblicke an war unser Haus dem Grafen geöffnet.

»Er war dreißig Jahre alt. Seine Gestalt war schön, sein Gesicht von edlem, vornehmem Ausdruck, seine Stimme wohlklingend und ganz eigenthümlich sanft und weich. Von dem Vorurtheile seines Standes war er völlig frei. Das erste Mal, wo er mich bei meiner Mutter sah, sagte er mir über meine Jugend und Schönheit einige Complimente, welche mich erröthen machten. Noch niemals hatte ich etwas dem Aehnliches gehört und die ganze Nacht träumte ich von dem Fremdling.

»Am nächstfolgenden Tage fand er ein Mittel, mir seine Liebe durch ein Billet kundzugeben, welches mich ganz bestürzt machte.

»Dieses Billet, dessen Inhaltes ich mich noch ziemlich genau entsinne, würde selbst die unwissendste Pensionsschülerin über den wirklichen Gehalt der Empfindungen, die es dictirt hatten, nicht getäuscht haben.

»Es war weiter nichts, als eine jener abgenützten und ein wenig unverschämten Liebeserklärungen, wie sie ein eleganter vornehmer Herr sich gegen ein Bürgersmädchen erlauben kann.

»Mir dagegen schien dieser Brief ein Meisterwerk von feinem Gefühl und Eleganz des Ausdrucks zu sein.

»Meine liebenden Triebe waren so lange niedergehalten worden, daß sie bei dieser unerwarteten Gelegenheit sich mit entsetzlicher Spannkraft emporrichteten.

»Auch der Stolz mischte sich darein. Uebrigens kam der Graf auch gerade in dem Augenblicke, wo mein Herz zu einem neuen Leben erwachte, und ich glaube auch jetzt noch, daß bei einem jungen Mädchen hierin die Hauptbedingung des Sieges liegt. Wenn Sie sich erinnern, was ich Ihnen von meiner Traurigkeit gesagt habe, von der außerordentlichen Empfindsamkeit, die sich bei mir entwickelt hatte, von jenem gebieterischen Bedürfniß, zu lieben, welches mich trotz des Mangels an aller Liebe, aller Zärtlichkeit, aller Freundschaft so plötzlich erfaßt hatte, so werden Sie begreifen, was mir begegnete.

»Einige Monate nach der Ankunft des Grafen ergriff ich, in der festen Ueberzeugung, daß mein Vater mich umbringen würde, wenn er meinen Fehltritt entdeckte, und durch meinen Verführer getäuscht, mit ihm die Flucht.

»Immerhin spotten Sie über meine Thorheit — Sie haben Grund dazu. Er hatte mir geschworen, daß er mich heiraten, daß er mich zu seiner Mutter führen würde — ich glaubte es.

»Er verbarg mich in Paris in einem verschwenderisch ausgestatteten Asyl und umgab mich mit allem Luxus der Maitresse eines vornehmen reichen Mannes, aber ich kannte

die Welt nicht und sah in dieser Livrée des Lasters nichts als Beweise seiner Liebe.

»Er wohnte in Versailles, wo er, wie er sagte, ihn sein Dienst am Hofe zurückhielte. Er wollte demselben jedoch nun bald entsagen, mit der Welt brechen und dann, nachdem er mich mit meiner Familie wieder ausgesöhnt, ich weiß nicht mehr wohin in irgend eine Einsamkeit bringen, um mir sein Leben und ewige Liebe zu weihen. Nicht wahr, ich war zu jener Zeit einfältig wie die Tugend und sehr leicht irre zu leiten?«

»Ihr Graf,« bemerkte Dubosq, »brauchte jedenfalls seine Phantasie nicht sehr anzustrengen, meine Laura. Uebrigens ist dies die beste Manier, die Frauen zu hintergehen.«

»Er kam wöchentlich zwei- oder dreimal nach Paris.

»Es dauerte nicht lange, so wurden seine Besuche noch seltener, und wenn ich mich über sein langes Ausbleiben beklagte, so wälzte er die Schuld auf die Verpflichtungen seines Dienstes bei Hofe.

»Eines Abends sehe ich einen seiner Freunde, den er mir vorgestellt, einen jungen schönen Gascogner, den Chevalier von Lanion, bei mir eintreten. Er meldet mir auf die höflichste und zarteste Weise, daß der seit vierzehn Tagen vermälte Graf mich mit meinem Leib und meiner Habe an ihn abgetreten habe. Er schwört wie ein Musketier, daß er wohl im Stande sei, mich über die Untreue meines Geliebten zu trösten und will mit seiner Aufgabe als Tröster sofort beginnen.

»Ich stoße ihn zurück und rufe:

»Sie irren sich — der Graf ist nicht vermält — ich bin es selbst, die er heiraten wird, ich, verstehen Sie mich?«

»Der Chevalier schlägt ein lautes Gelächter auf und krümmt sich fünf Minuten lang in einer Anwandlung von krampfhafter Heiterkeit.

»Köstlich! köstlich!« rief er immer wieder, »Sie hätten also wirklich geglaubt — ha! ha! ha! — Sie hätten in der That — ha! ha! — köstlich! köstlich!«

»Eine Stunde später saß ich in einem Fiaker und rollte, von Fieber und Wahnsinn gepeitscht, die Straße nach Versailles entlang.

»Man zeigte mir die Wohnung des Grafen. Ich dringe unaufhaltsam in sein Hotel ein, trotz des Sträubens der Lakaien, die bei dem Anblicke eines Weibes mit fliegendem Haar und welches mit lautem Geschrei ihren Herrn ruft, nicht gleich wissen, was sie thun sollen.

»Von dem was nun geschah, habe ich nur eine verworrene Erinnerung, aber der Scandal mußte groß gewesen sein in diesem vornehmen Hause.

»Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in den Händen der Agenten des Polizeilieutenants Herrn von Crosne, welche mich in das Hospital brachten, wo man mir schmachvollerweise das Haar abschor, um mich sodann in den Commun zu werfen.

»Und was nennen Sie den Commun?« fragte ich Laura.

»Der Commun ist das Gefängniß der Prostituirten.«

»Die Correction ist für die Mädchen, bei welchen noch einige Aussicht auf Reue und Besserung vorhanden ist. Mich aber hatte man, wie es scheint, dieses bevorrechteten Asyls nicht für würdig erachtet und ich befand mich nun unter den verworfensten Dirnen.

»Die Salpetrière dient noch vielen andern Unglücklichen

zum Wohnplatz. Es gibt Zimmer für die Rasenden, für die Blödsinnigen, für die Epileptischen, für die Blinden, für die Aussätzigen, für die Unheilbaren aller Art, aber — Gott ist mein Zeuge! — mit Freuden hätte ich die Gesellschaft dieser Unglücklichen für die Gesellschaft meiner verhaß- Umgebung eingetauscht.

»Sie wissen nicht, in welche Hölle man mich geworfen. Denken Sie sich ein Mädchen von sechzehn Jahren, von meiner Erziehung, verführt, betrogen, deren Herz aber noch seine ganze Unschuld bewahrt hatte. Sehen Sie sie in einem unsaubern Gefängniß, unter dem Auswurf ihres Geschlechts, von allen Lastern, von aller Schmach umringt. Ich hörte kein Wort, was nicht eine Lästerung gewesen wäre. Diese Frauen machten keine Geberde, die nicht eine Obscönität war. Ihre Stimmen waren rauh, ihre Blicke frech. Sie verachteten Alles, was ich bis dahin verehren gelernt, unbekannte Worte machten mich erröthen und, was das Entsetzlichste war, ich fühlte, daß diese Corruption sich allmälig auch meiner bemächtigte, daß ich unmerklich in diesem Schlamm versank. Während meines Schlafes in peinlichen qualvollen Träumen sah ich mich schon den entsetzlichen Geschöpfen gleich, welche mich hier umgaben. Dann erschrak ich, so daß ich erwachte, und ich rief meine Mutter. Da meine Mutter aber nicht kam, so fing ich auch an zu lästern und den, der mich in diesen Abgrund gestürzt, die Seinigen und sein ganzes Geschlecht mit den furchtbarsten Flüchen und Verwünschungen zu überhäufen.

»Ihre Geschichte ist allerdings traurig,« unterbrach sie Matharel. »Dergleichen Dinge erzählt man eigentlich nicht nach der Abendmahlzeit — das stört die Verdauung.«

»Ich,« sagte der Doctor Peyrotte, »finde Laura inconsequent. Anstatt von so schönen Gefühlen beseelt, Dich in die Arme eines Lambert zu werfen, hättest Du, nachdem man Dich aus dem Hospital entlassen, zu deiner Familie zurückkehren sollen.«

»Dazu ist noch Zeit,« rief der schöne Lambert, »und wenn ihr einigermaßen daran gelegen ist, so opfere ich ihr mein Glück. Sprich, Laura, willst Du wirklich und in allem Ernste ein rechtschaffenes Weib werden?«

»Ein rechtschaffenes Weib? ich?« murmelte die Courtisane, »das ist nicht mehr möglich. Diese Welt, aus der ich entflohen bin, die sich hinter mir geschlossen hat, sie würde mich ohne Erbarmen zurückstoßen.«

»Du wirst ihr nicht sagen, wo Du herkommst.«

»Ganz recht, ich werde durch die Heuchelei anfangen tugendhaft zu sein. Wohlan, es sei! Ich bin wieder in meinem Paradies und dann?«

»Wie? und dann? Was könnte Dir dann noch weiter fehlen?«

»Wißt Ihr denn nichts von dem Herzen der Frauen?« rief sie, indem sie in einer Anwandlung von Wuth die Hände rang. »Höret doch! Noch heute, in diesem fieberhaften, geräuschvollen Leben, verfolgt mich die Erinnerung an jene ferne Vergangenheit. Um diese zudringlichen qualvollen Visionen zu verscheuchen, um zu vergessen und mich von diesem Uebel der Erinnerung zu heilen, habe ich wahnsinnige Nächte und berauschte Stunden. Aber glaubet Ihr, daß die Erinnerungen des Lasters eben so leicht zu verlieren seien, als die der Tugend? Vier Jahre im Hospital — ein solcher Makel ist unvertilgbar.

»Gehet doch mit einem solchen Schandflecken behaftet an den Herd der Familie, nehmet einen Mann, habet Kinder, sucht ruhige Stunden und keusche Nächte! In diesen ruhigen Tagen werden seltsame Gerüchte, wahnsinnige Ideen, abscheuliche Nachklänge Euch in Schrecken setzen; in jenen Nächten, wo Ihr die Ruhe sucht, werden unreine Gebilde Euch beunruhigen.

»Ein Gespenst wird sich auf euren Pfühl setzen; es wird Euch jene Scenen einer andern Welt erzählen, jene Gelage, jenen Glanz, jene Orgien, jene herben Freuden, jenen Rausch der Sinne.

»Und Ihr werdet dann in eurem Busen ein verzehrendes Feuer fühlen; Ihr werdet einen bitteren Unwillen und unsinnige Wünsche empfinden. Ihr werdet nicht einmal wagen, diesen Wünschen einen Namen zu geben und unter der Maske eurer Tugend die ungeheuerlichsten Gelüste des Lasters verbergen!

»Nein, nein! Von diesem Leben mag ich nichts wissen; versteht Ihr mich? Ich mag nichts davon wissen — Hölle um Hölle, ich bleibe, wo ich bin! Und wenn ich mich eines Tages rächen kann, wohlan, dann werde ich auch noch glücklich sein.«

Keuchend, bleich und erschöpft sank Laura in ihrem Sessel zurück. Alle Gäste erhoben sich, um die Courtisane zu umringen.

Dieser Auftritt hatte lebhafte Bewegung hervorgerufen. Lambert war wüthend und als er den ehemaligen Mitarbeiter der »Encyklopädie« in einem Winkel Notizen machen sah, versuchte er an ihm die üble Laune auszulassen, in welche die seltsamen Mittheilungen seiner Maitresse ihn versetzt.

»Was machen Sie da?« sagte er in brutalem Tone.

»Ich schreibe den Entwurf zu einer moralischen Erzählung.«

»Und kann man den Titel Ihrer Erzählung erfahren?«

»Sehr gern. Ich betitele sie: Die tugendhafte Courtisane oder die Macht der Reue.«

Diesen Abend verließ ich das kleine Hotel in dem Sackgäßchen des Vignes mit allerhand unklaren Befürchtungen. Laura's Geschichte hatte mich sehr traurig gestimmt.

Ich war von, ich weiß selbst nicht, was für Punkten entfernter Aehnlichkeit zwischen ihrer und meiner Existenz betroffen gemacht worden. Jene Hoffnung auf Rache, welche die Courtisane mitten in ihrem Leben wahnsinniger Freuden und unerhörter Qualen hegte, kam mir unaufhörlich wieder in die Erinnerung zurück.

Eine innere Stimme schien mir zu sagen, daß Alles, was ich so eben gehört, meinen eigenen Abenteuern nicht fremd sei, und ich fühlte in mir gleichsam die Ahnung eines nahebevorstehenden Unglücks erwachen. Mein Verstand verbannte endlich diese Ahnung, als ich überlegte, daß meine unklaren Befürchtungen ihre Quelle in der Gemüthsstimmung hatten, in welcher ich mich in diesem Augenblicke befand.

Ich selbst hatte in der That den Plan zu einer furchtbaren Rache gefaßt. Ich war nahe daran in meine Hände das Schicksal des Weibes zu bekommen, welches einen so verderblichen Einfluß auf mein Geschick ausgeübt, jenes Weibes, welches der Gegenstand meiner ersten Liebe und meines ersten Hasses gewesen war.

Die Liebe war bei mir nichts weiter mehr als eine unklare Erinnerung, der Haß dagegen war im Innersten meines Herzens lebendig geblieben und ich fühlte mich von wilder Freude überflutet, wenn ich bedachte, daß binnen wenigen Tagen jene stolze Hermine von Givré, die mich wie einen elenden Lakaien aus ihrem Hause gejagt, zu meinen Füßen liegen, mein Mitleid anrufen, mich um Gnade bitten und sich mir selbst darbieten würde, um sich von meiner Rache loszukaufen.

Die ruchlose Combination, der teuflische Plan, durch welchen ich meinen Haß zu befriedigen gedachte, bestand in Folgendem.

Eilftes Capitel.

Die Wissenschaft Mesmer's.

Vor einigen Monaten war ich wegen einer Angelegenheit unseres geheimen Bundes in Versailles gewesen. Ich wußte, daß Frau von Givré seit dem Tode des Grafen mit ihrer Tochter hier lebte, und schon der Gedanke, daß ich ihr hier begegnen könnte, hatte mich anfangs gegen diese Reise abgeneigt gemacht.

Indessen meine Reise war im Interesse unseres Bundes unumgänglich nothwendig und ich gebot meinem Widerstreben Schweigen.

Die erste Person, die ich in Versailles sah, war die Gräfin.

Sie begab sich schöner und verführerischer als je in einer prachtvollen Equipage nach dem Schlosse.

Als mein Blick dem ihrigen begegnete, schien es mir als ob sie mich erkannt hätte und als ob sie zusammenzuckte. Ohne Zweifel war dies aber eine Wirkung meines eigenen Geblendetseins. Vier Jahre waren seit dem Auftritte meiner wahnsinnigen Liebeserklärung verflossen und diese vier Jahre hatten mich sehr verändert.

Herminens Anblick äußerte auf mich die Wirkung eines Blitzstrahls, und als der Wagen, der sie davontrug, verschwunden war, blieb ich noch lange unbeweglich mitten auf der Straße stehen.

Von einem wilden Fieber geschüttelt, kehrte ich denselben Tag nach Paris zurück. Die Wunden meines Herzens oder vielmehr meines Stolzes, welche die Zeit beinahe hatte vernarben lassen, hatten sich in einem Augenblick wieder geöffnet und ich litt furchtbar.

Ich suchte im Schlafe Zuflucht vor der Erinnerung, und der Schlaf führte mir die Vergangenheit treu und lebendig in einer leuchtenden Vision wieder vor.

Unter der Wucht fieberhaften Schlummers rief ich mir alle Einzelheiten meines letzten Verweilens im Schlosse Givré mit den unbedeutendsten Nebenumständen in meine Erinnerung zurück. Der Traum aber lieh ihnen phantastische Proportionen und übertrieb sie allmälig, bis sie in ein förmliches romanhaftes Abenteuer umgestaltet wurden.

In meinem Traume lustwandelte ich mit Herminen in dem Park. Dann setzte sie sich unter die Linden und ich betrachtete neben ihr knieend mit ekstatischer Verzückung ihr schönes Antlitz. Ich murmelte ihr seltsame Worte zu; sie

lächelte mich an. Ich wagte ihre Hand zu ergreifen, welche sie nicht zurückzog und die ich an meine Lippen drückte.

Unter dem Laubwerk ließ sich eine himmlische Musik vernehmen. Es waren melodische Accorde, welche eine Frauenstimme begleiteten. Die junge Gräfin winkte mir, aufzustehen. Ich bot ihr meinen Arm und wir gingen die Terrasse hinauf, auf welcher die verwitwete Gräfin uns erwartete.

Ich trug nicht mehr mein düsteres Seminaristengewand, sondern schöne Kleider von Sammt und Seide, Bänder und Spitzen, wie die vornehmen Herren am Hofe Ludwigs des Vierzehnten.

Diese Träumereien variirte ich in's Unendliche und begann sie zwanzigmal immer wieder von Neuem.

Bei meinem Erwachen fühlte ich mich verliebter in Herminen, als ich es auf dem Schlosse gewesen.

Aber es war nicht mehr jenes schüchterne, ideale, keusche Seminaristengefühl, dessen Namen ich selbst nicht kannte. Es war jetzt vielmehr die Liebe eines Mannes, welcher die Höllen von Paris durchgemacht hat, welcher Maitressen verschiedener Art gehabt hat — die sinnliche, unverschleierte Liebe, welche weiß was sie will und alle ihre Aussichten und Möglichkeiten berechnet.

Ich verschmolz einen Rachegedanken damit. Ich wollte meine Genugthuung haben für den Schimpf, der mir in Givré angethan worden, und faßte die beiden Endpunkte der Situation brutalerweise folgendermaßen zusammen:

»Dieses Weib hat mich von sich gejagt wie einen Lakaien; sie soll mir auf eine Stunde angehören wie eine Courtisane!«

Diesen Gedanken formulirte ich, wie der Richter einen

Urtheilsspruch formulirt, ohne mich weiter wegen der Vollstreckung zu beunruhigen. Hermine war verurtheilt und damit gut.

Mit Tagesanbruch ging ich aus.

Die freie Luft erfrischte mir den Kopf.

Meine Gedanken wurden klarer und ich dachte an die Mittel, meiner doppelten Leidenschaft zu genügen.

Aber ein Abgrund trennte mich von der Welt, in welcher Hermine von Givré lebte. Wie sollte ich diese Kluft ausfüllen? Wie sollte ich mich Herminen nähern? Die brutale Gewalt, der rein materielle Zwang war mir zuwider — ich war kein gemeiner Bösewicht.

Lange irrte ich in dem Stadttheile umher, den ich bewohnte, verzehrt von dem Wunsche, die Gräfin wiederzusehen und in meiner Phantasie tausend Pläne entwerfend, von welchen der eine immer unsinniger war als der andere und die ich sofort, nachdem ich sie gefaßt, wieder verwarf.

Mitten unter dieser wahnsinnigen Verworrenheit der Gedanken tauchte dennoch einer immer höher hervor und beherrschte mich und ich sagte bei mir selbst: »Es wird sein, weil es sein muß.«

Durch das starre Festhalten an einem einzigen Gegenstand erlangte mein Wille eine Macht der Concentration, die mich förmlich blendete.

Es war mir als wenn sich zwischen der äußern Welt und mir eine neue Mittheilungsweise herstellte, ein Austausch von Beziehungen, von welchen meine Sinne nicht mehr die Vermittler waren, oder vielmehr ich fühlte mich mit einem mir bis jetzt unbekannten Sinne begabt.

Wie lange dieser Zustand moralischer Ueberreizung

dauerte, weiß ich nicht, denn es ist mir nur eine unbestimmte Erinnerung an das geblieben, was folgte, bis zu dem Augenblick, wo ich wie aus einem Traum erwachend, mich in dem Cabinet des Doctor Peyrotte sah, ohne nur zu wissen, wie ich dahingekommen war.

Doctor Peyrotte besaß jetzt endlich ein wirkliches Cabinet und eine wirkliche Kundschaft.

Seine Stellung, sein Talent für die Intrigue, der Zutritt, den sein Beruf ihm in die reiche Gesellschaft gewährte, gestatteten ihm, unserer Association große Dienste zu leisten. Unsere Bundescasse lieferte ihm überdies auch die Mittel, ein Haus zu machen. Er empfing viel Gesellschaft und selbst vornehme Personen, die durch die Neugier bewogen wurden, zu ihm zu gehen.

Der Doctor Peyrotte hatte einen neuen magnetischen Apparat nach Mesmer's Theorie angeschafft. Er gab Sitzungen im Somnambulismus und setzte oft selbst die größten Zweifler und Ungläubigen durch das Wunderbare seiner Experimente in Erstaunen.

Ich sah mich also plötzlich im Cabinet des Doctors und in einer Conversation begriffen, auf deren Anfang ich mich nicht besinnen kann.

»Der Wille! der Wille!« sagte die zischende Stimme des ehemaligen Zöglings Mesmer's zu mir, »allerdings der Wille ist etwas; aber das genügt nicht.«

»Ich meine aber,« entgegnete ich, »einen starken, permanenten, intensiven Willen.«

»Nein, tausendmal nein — es ist etwas Anderes.«

»Es ist der Teufel!« rief ich.

Peyrotte lachte laut auf.

»Wirklich,« sagte er, »die Liebe hat Dir den Kopf verdreht.«

Diese Worte machten mich stutzig. Ich hatte also mein Geheimniß dem Doctor preisgegeben. Ich hatte ihn also sowohl von meinem Abenteuer im Schlosse Givré, als auch von meiner letzten Begegnung mit Hermine und meinen Projecten oder vielmehr meinen wahnsinnigen Wünschen in Kenntniß gesetzt.

Ich wagte nicht durch Befragen mich davon zu überzeugen, aber diese Entdeckung beunruhigte mich ein wenig.

»Nun, habe ich denn die Physiognomie eines höllischen Teufels?« fuhr er fort, indem er sein langes Rückgrat in seinem Sessel umherbewegte und seine kleinen Haifischaugen fest auf mich heftete. »Sehe ich vielleicht aus wie ein Besessener?«

Nach längerem Schweigen hob er wieder an:

»Auf alle Fälle will ich ein guter Teufel gegen Dich sein. Ich will Dich das Geheimniß jener mysteriösen Macht lehren, welche, in die Hand des Menschen gegeben, schon allein ihn über das Thier hinaushebt. Denn das Thier ißt, trinkt, sieht, fühlt, athmet und hört wie wir. Es hat die fünf Sinne des Menschen oft in höherem und subtilerem Grade, dem Menschen aber gehören ausschließlich jene Mittheilungen, jene Einflüsse, jene geheimen Beziehungen, jene räthselhaften Verwandtschaften, deren Schleier der große Mesmer zuerst gehoben.«

Ich hörte Peyrotte mit einer gewissen Angst und Unruhe an. Diese Einflüsse, diese Verwandtschaften, von welchen er sprach, fühlte ich schon verworren in mir.

Bis jetzt hatte der Doctor in ziemlich lautem Tone

gesprochen. Jetzt hob er mit gedämpfter Stimme und als ob er fürchtete, draußen gehört zu werden, wieder an:

»Es gibt ein allgemeines, unsichtbares, ungreifbares Agens des Lebens; ein Agens, welches die Himmelskörper in Bewegung erhält. Die Erde, welche wir bewohnen, ist bis in ihre Tiefen davon durchdrungen. Es bildet hier vom Nordpol bis zum Südpol jene gewaltigen magnetischen Strömungen, welchen die gelehrige Nadel des Compasses gehorcht.

»Das menschliche Leben ist weiter nichts als ein kleiner localisirter Strudel dieses allgemeinen Lebensagens, und wir haben ihm den Namen Nervenfluidum gegeben. Dieses Fluidum, mit welchem die Menschen je nach der Energie ihres Organismus in ungleicher Weise gesättigt sind, kann unser Wille um uns her ausstrahlen lassen und, durch eine physische Anstrengung unterstützt, dirigiren.

»Es setzt uns dann in genaue Mittheilung mit der äußern Welt, und wenn es uns gelingt, die Organe eines andern Wesens damit zu durchdringen, so ist der eigene Wille dieses Wesens uns dienstbar. Wir befehlen und es gehorcht. Es kann nicht ungehorsam sein.«

»Aber das ist ja eine furchtbare Macht.«

»Die Macht zum Guten.«

»Und die Macht zum Bösen.«

»Das wollte ich eben hinzufügen. Das Eine geht nicht ohne das Andere — die Macht zum Bösen und zwar straflos.«

Ich sah den Doctor an. Der Ausdruck seiner Stimme hatte mich betroffen gemacht. Er hatte meinen Gedanken errathen.

Er setzte hinzu:

»Wenn Sie sich mit einigen Experimenten dieser Art befassen wollen, so ziehen Sie mich zu Rathe. Ich werde Ihre Studien leiten. Mein erster Rath besteht darin: Vernachlässigen Sie nicht die Inscenirung. Wirken Sie lebhaft auf die Phantasie des Subjects. Benutzen Sie alle äußeren Umstände, welche es in Erregung versetzen können. Auch noch eine Vorschrift des Meisters gibt es, die man nicht vergessen darf: Wenn Ihre Seele nicht mit guten Absichten gesättigt und Ihr Gewissen nicht rein ist, so wird Ihr Fluidum nur eine schlimme und schädliche Wirkung hervorbringen.«

Ich ging noch mehrmals zu dem Doctor, der mich geduldig in die Geheimnisse der neuen Wissenschaft einweihte und mir versicherte, daß ich mit der außerordentlichsten magnetischen Kraft begabt sei, welche ihm jemals vorgekommen wäre.

Gleichzeitig brachte ich ein schon lange ausgedachtes Project in Ausführung.

Einer der Artikel unseres furchtbaren Bundes enthielt die Bestimmung, daß alle Mitglieder sich jedem schuldig seien; daß die Anstrengungen aller, ihre Mitwirkung und Selbstverläugnung dem Dienste dessen gehören, der sie verlange und den Schwur leiste, daß er im Interesse des Ganzen handle.

In einer unserer Bundesversammlungen leistete ich diesen Schwur.

Dubosq und Matharel wurden mir beigegeben.

Wir reisten nach Versailles ab. Ich setzte sie von einem Theil meiner Projecte in Kenntniß, ohne ihnen jedoch den Zweck zu offenbaren, den ich zu erreichen suchte.

*

Eines Nachts drangen drei Maskirte in das Hotel, welches Herminens Vater gehörte, und raubten die Tochter der Gräfin, jenes schöne Kind, welches ich auf dem Rasenplatze des Schlosses Givré hatte spielen sehen, während ich mich in der Gegenwart der Mutter berauschte.

Dieser verwegene Raub rief in Versailles große Aufregung hervor.

Herminens Verzweiflung war unermeßlich, und hätte ihr anfangs beinahe das Leben gekostet, während sie später immer noch in Gefahr schwebte den Verstand zu verlieren. Von einem entsetzlichen Delirium gemartert, hörte sie nicht auf, ihre theure Diana zu rufen. Sie glaubte sie zu hören, sie zu sehen. Sie stürzte vorwärts, wie um sie in ihre Arme zu fassen, und dann stieß die arme Mutter, wenn sie sah, daß sie nur die leere Luft umarmte, einen verzweifelten Schrei aus und sank bewußtlos nieder.

Dieser herzzerreißende Auftritt erneute sich jeden Tag mehrmals. Alle diese Umstände wurden mir von einem unserer Vertrauten hinterbracht, der sich unter die Dienerschaft des Hotels hatte aufnehmen lassen, und ich empfand abwechselnd — seltsamer Widerspruch — inniges Mitleid mit dieser Frau und wilde Freude über diesen ersten Sieg meiner Rache.

Drei Monate lang war die ganze Polizei des Königreiches auf den Beinen, um die Urheber des Verbrechens zu entdecken.

Das Geheimniß blieb aber undurchdringlich, und als ich erfuhr, daß auf die heftigen Ausbrüche der Verzweiflung bei der Gräfin von Givré eine tiefe Melancholie gefolgt war, in welcher sich die Resignation zu dem Unglücke

zu gesellen begann, brachte ich den zweiten Theil der Tragödie zur Ausführung.

Zwölftes Capitel.

Schluß von Jacques Herbin's Bekenntnissen.

Ich schrieb zuerst unter dem Schleier der Anonymität an Hermine von Givré und ließ einige flüchtige Hoffnungsschimmer vor ihren Augen aufblitzen.

Ich sagte ihr, daß ein unbekannter Freund über ihr wache, daß dieser Freund den Bösewichtern, welche ihr ihre Tochter geraubt, auf der Spur sei, daß aber die geringste Mittheilung, die sie von dieser Nachricht an Andere mache, das Gelingen des Unternehmens gefährden, ja sogar sicherlich vereiteln werde.

Andere Briefe folgten. Alle waren mit unendlicher List und Schlauheit abgefaßt. Ich wendete mich an das durch ein furchtbares Unglück zermalmte Herz einer Mutter und es ward mir leicht, es zu täuschen. Als ich sie endlich genugsam vorbereitet glaubte, erhielt sie ein Billet, welches folgendermaßen lautete:

»Wenn Sie den Muth haben, sich heute Abend acht Uhr allein auf die nach Paris führende Straße zu begeben, und in den Fiaker zu steigen, der Sie erwarten wird, so wird Ihre Tochter wenige Stunden nachher in Ihren Armen liegen. Folgen Sie vertrauensvoll der Person, welche beauftragt ist, Sie zu geleiten. Fragen Sie sie nicht, denn sie weiß selbst nichts, und ganz besonders offenbaren Sie keinem

Menschen den Schritt, den Sie thun wollen. Ein einziges Wort, eine einzige Indiscretion und Alles wäre vereitelt. Diana wäre dann für Sie auf immer verloren.«

Wir hatten diesen Abend eine zahlreiche Versammlung in dem Pavillon.

Mehrmals schienen Laura's Augen sich mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf mich zu heften und ich glaubte den Doctor Peyrotte meinen Namen nennen zu hören, während er mit Lambert's Maitresse sprach. Dann verschwanden sie beide.

In dem Augenblick, mein Ziel zu erreichen, aber noch nicht wissend, ob Hermine von Givré sich mit geschlossenen Augen in den Abgrund locken lassen würde, fühlte ich mich in einer jener reizbaren nervösen Stimmungen, wo die unbedeutendsten Umstände Ursachen zur Unruhe werden.

Endlich zogen sich alle unsere Freunde zurück. Ich sah Laura in ihr im Erdgeschoß befindliches Zimmer zurückkehren.

Man löschte die Lichter aus.

Der Pavillon hüllte sich in Schweigen und Finsterniß. Auf der Uhr des Val de Grace schlug die Mitternachtsstunde.

Von Ungeduld verzehrt, durchschritt ich den Garten, öffnete die kleine Thür und horchte in die Nacht hinaus.

Ich hörte die letzten Bewegungen der volkreichen Vorstadt und das Pfeifen des Windes in den Bäumen des Luxembourg.

Nach wenigen Augenblicken löste sich ein deutlicheres Geräusch von diesem verworrenen Murmeln und Brausen. Es war das Rollen eines Wagens.

Der Wagen machte an der Ecke des Gäßchens Halt.

Es war ein Augenblick unaussprechlicher Gemüthsbewegung. Sie kam also zu mir — sie kam ohne Vertheidigung — aber welche Gefühle mußten in ihr erwachen, wenn sie mich erkannte?

Ich eilte hinzu und empfing die an allen Gliedern zitternde Frau von Givré beinahe in meinen Armen. Die Nacht war düster und kalt.

»Kommen Sie! kommen Sie!« sagte ich zu ihr, indem ich sie bei der Hand nahm und mit mir fortzog. »Kommen Sie in dieses Haus.«

Ich ließ sie in den Garten treten und führte sie nach dem Pavillon, dessen Façade sich von dem dunklen Dickicht der Ulmen abhob.

In der matt erleuchteten Hausflur mußte ich einige Augenblicke stehen bleiben, so gewaltig war meine Gemüthsbewegung.

Ich bedurfte zu dem Gelingen meines Projectes die größte Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und unbeugsame Entschlossenheit — und ich zitterte schon! Der Anblick der Frau von Givré, die Berührung ihrer Hand hatten hingereicht, um mich mit Unruhe zu erfüllen.

Hermine ließ einen beinahe erstaunten Blick auf die graziösen Gemälde der Vorhalle und auf den schönen weißmarmornen Adonis fallen, welcher in dem Halbdunkel zu zucken schien. Ihre Gedanken aber waren anderwärts und als sie mich unbeweglich und mit gesenktem Kopfe dastehen sah, sagte sie mit fieberhafter Betonung:

»Nun?«

Einige Secunden Nachdenken hatten hingereicht, um

mir die Herrschaft über mich wiederzugeben. Wir erstiegen rasch die Treppe und ich führte die Gräfin in das Boudoir.

Es war mein fester Entschluß, bei dem Auftritt, welcher sich vorbereitete, auch den einfachsten Anschein eines materiellen Zwanges zu meiden.

Es war dies ein seltsamer Vertrag, den ich mit meinem Gewissen geschlossen.

Ich ließ die Thür des Boudoirs offen stehen, den brocatenen Thürvorhang aber wieder zurückfallen. Die Gräfin zitterte ein wenig.

Ich näherte mich ihr.

Das weiße Licht der Alabasterlampe fiel voll auf mein Gesicht.

»Kennen Sie mich nicht mehr?« fragte ich sie in sanftem Tone.

Sie sah mich einen Augenblick lang an, dann rief sie:

»Jacques Herbin! — Sie, Sie sind es! Aber meine Tochter! meine Tochter! um ihretwillen bin ich hierhergekommen — wo ist meine Tochter?«

Ich erzählte ihr nun eine lange Geschichte, die ich mir vorher mit allen Nebenumständen ausgesonnen und wie ein vollendeter Schauspieler sorgfältig memorirt hatte. Es war ein förmlicher Roman, dessen Held, wohlverstanden, ich war.

Die Entwicklung stand nahe bevor. In einigen Stunden sollte die Gräfin glücklich und getröstet mit ihrer geliebten Tochter wieder nach Versailles zurückkehren.

Ich hatte aufgehört zu sprechen, als Frau von Givré mir immer noch zuhörte.

Die Freude, das Glück raubten ihr die Sprache. Thränen benetzten ihre Augenlider.

Ich betrachtete sie schweigend, und fühlte mich durch ihre Gemüthsbewegung weicher gestimmt.

Man behauptet, daß die Schauspieler, welche in ihrer Kunst das Höchste leisten, nur dadurch zu dieser Vollkommenheit gelangen, daß sie sich durch lange Studien so mit ihrer Rolle identificiren, daß sie die Leidenschaften derselben wirklich empfinden und dieselben gerade so zur Anschauung bringen, als ob sie ihren Ursprung in ihrem eigenen Herzen hätten.

Der Triumph der Kunst liegt in der Verschmelzung mit der Natur. Der civilisirte Mensch ist vor allen Dingen Schauspieler.

Nur selten trägt er bei seinen Handlungen sein wahres Gefühl zur Schau. Eben so wie der Schauspieler beginnt er fast immer damit, daß er eine Rolle studirt, und der aufrichtige Mensch ist der, welcher sich endlich selbst von der Wirklichkeit seiner Lüge überzeugt.

In diesem Augenblicke war es nicht mehr ein schlimmer Gedanke, eine abscheuliche Rache meiner beleidigten Eigenliebe oder eine ungewöhnliche Laune, was mich vorwärts trieb, sondern eine lebendige, tiefe, unwiderstehliche Leidenschaft, eine Liebe, deren ganze gebieterische Macht ich fühlte, oder doch wenigstens zu fühlen glaubte.

Ich unterbrach Herminen, als sie mir ihre Dankbarkeit noch einmal zu erkennen geben wollte.

»Die Nacht ist noch nicht weit vorgerückt,« sagte ich zu ihr, indem ich in meine Haltung und meine Stimme so viel Ruhe legte, als möglich. »Wir müssen noch einige

Stunden warten, und ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Wollen Sie, daß wir hier am Kamine ruhig mit einander plaudern? Seien Sie unbesorgt, bei meiner Ehre, bei dem Theuersten, was ich auf der Welt habe, bei dem Heiligsten, was es gibt, versichere ich Ihnen, daß ich mein Versprechen halten werde.«

»O, ich glaube Ihnen — ich zweifle nicht mehr,« antwortete Frau von Givré, welche ein wenig über die Energie erschrak, die unwillkürlich durch meine Worte hindurchleuchtete.

Ich sammelte mich einige Augenblicke, schloß die Augen und warf einen Blick in mein Inneres.

Wie ich schon gesagt — Alles, was Künstliches und Falsches in meiner Leidenschaft gelegen haben konnte, war verschwunden. Ein tiefes, energisches, gebieterisches Gefühl hatte sich, mir unbewußt, meiner bemächtigt. Ich fühlte, daß ich dieses Weib mächtig begehrte, daß mein ganzes Sein erfüllt war von dem Willen, es zu besitzen, und ich fühlte, daß dieser ungestüme, überwallende Willen sich in meiner Stimme, in meiner Geberde, in meinem Blick kundgeben mußte.

Schon war es mir, als wenn räthselhafte Ausflüsse in der Luft schwebten, als ob eine gewisse Strömung von mir zu Herminen ginge, als ob geheime Verwandtschaften sich zwischen uns bildeten.

Als ich wieder die Augen öffnete, sah ich, daß Frau von Givré bleich und unbeweglich vor mir saß.

Sie schien eine Anstrengung zu machen, um ihre Lethargie abzuschütteln.

»Nun,« sagte sie zu mir, »woran denken Sie?«

»Ich dachte daran, daß Sie bald mit dem Gegenstand Ihrer Zärtlichkeit wieder vereinigt sein und daß Sie als glückliche Mutter alle diese Stunden der Angst in einigen Tagen vergessen haben werden.«

»Ja, Dank Ihnen, Dank Ihrer bewunderungswürdigen Hingebung.«

»Ach, mir wird es gehen wie allen Uebrigen — mich werden Sie vergessen.«

»Ich Sie vergessen? Niemals! niemals!«

»Sie werden mich vergessen und es ist dies auch ganz natürlich.«

»Aber, mein Gott, für wen halten Sie mich denn?«

»Und ich,« sagte ich zu ihr, indem ich sie starr ansah, »ich will nicht, daß Sie mich vergessen.«

Frau von Givré zitterte unter meinem Blick.

Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, ward nur matt durch eine einzige in einer Alabasterkugel brennende Kerze erleuchtet. Um uns her herrschte jenes Schweigen der Nacht, das der menschlichen Stimme eine ganz besondere Sonorität gibt, welche die feinsten Fibern des Gehirns anregt.

In dreisterem Tone hob ich wieder an:

»Aber haben Sie sich denn nicht gefragt, woraus ich meine Hingebung für Sie schöpfe? Haben Sie sich nicht gewundert über den Eifer, der mich plötzlich für Interessen ergriffen hat, welche weder die meinigen noch die meiner Familie sind?«

Meine Worte waren eine Antwort auf das, was Frau von Givré selbst dachte. Sie antwortete ebenfalls mehr auf meinen Gedanken als auf meine Worte.

»Nun, Ihr Eifer, Ihre Hingebung gilt mir — einem Weibe! — Was kann natürlicher sein als dies!« rief die arme Hermine, deren Herz ich nach allen Richtungen hin bog, wie ein Eisen, welches man zerbrechen will.

»Nun, und wenn meine Hingebung Ihnen gilt, wird dann auch mein Lohn mir durch Sie werden?«

Sie wendete das Gesicht ab.

»Ich verstehe Sie,« sagte ich zu ihr, »jenes Lohnes, den ich mir in einer Stunde der Verirrung geträumt, bin ich nicht würdig! Es ist das zweite Mal, daß meine Phantasie mich auf Irrwege führt. Seien Sie glücklich und denken Sie nicht mehr an mich. Das Werk, welches ich begonnen, wird durch einen Andern vollendet werden. Bleiben Sie ohne Furcht hier. Man wird Sie holen — leben Sie wohl.«

Ich hatte mich bereits der Thür genähert und that einen Schritt, um mich zu entfernen.

Indem ich aber die Worte: »Leben Sie wohl!« aussprach, streckte ich die Hand nach Frau von Givré aus und befahl ihr durch den Gedanken, zu mir zu kommen.

In diesem Augenblick fühlte, ich wie durch die Wirkung einer gewaltigen Concentration alle meine Lebenskräfte sich in meinem Gehirn zusammendrängten, dann trat gleichsam eine Leere ein.

Nun ereignete sich etwas ganz Außerordentliches. Hermine taumelte, kam zögernd auf mich zu, that dann plötzlich einen Sprung und faßte mich am Arme.

»Bleiben Sie! bleiben Sie!« sagte sie mit gepreßter Stimme; »bleiben Sie und sprechen Sie!«

»Sie selbst verlangen, daß ich spreche?«

Sie machte eine stolze Geberde.

»Wohlan, Hermine, ich liebe Sie — mit wahnsinniger Liebe.«

»Ich wußte es,« murmelte sie sanft.

Ein Blitz, der zu meinen Füßen in den Boden geschlagen hätte, würde nicht eine zermalmendere Wirkung auf mich geäußert haben, als diese so einfache und in so natürlichem Tone ausgesprochene Antwort. In einer Anwandlung von wahnsinnigem Stolze zweifelte ich an der Wirklichkeit jenes furchtbaren Einflusses, dessen Geheimnisse Peyrotte mich gelehrt, und ich versuchte mich zu überreden, daß Hermine nur den eigenen Regungen ihres Herzens folge. Warum sollte auch meine Hingebung, warum sollte meine Liebe sie nicht gerührt haben?

Dieser Irrthum meiner Eigenliebe hätte Frau von Givré beinahe gerettet.

Mein Wille hörte von dem Augenblicke an, wo ich aufhörte, ihn zu concentriren, abermals auf außer mir zu wirken, und ich gewahrte sofort, daß Hermine mir entrinnen würde.

»Ja, ich hatte Ihr Geheimniß errathen,« fuhr sie fort. »Glauben Sie vielleicht, daß diese Dinge den Augen einer Frau entgehen? Beruhigen Sie sich indessen. Diese Liebe hat nichts, was mich beleidigen könnte. Wissen Sie auch, ob es wirklich Liebe ist? Sie haben mich unglücklich gesehen und Ihr Herz wird das süße Mitleid, welches ich ihm eingeflößt, für ein anderes Gefühl gehalten haben.«

Ich näherte mich Herminen, meine Knie berührten sie, und ich sagte zu ihr mit leiser, langsamer, zitternder Stimme:

»Sie irren sich — ich liebe Sie — und Sie müssen mein sein, ganz mein.«

Sie unterdrückte einen Schrei des Entsetzens.

»Aber das ist eine Verruchtheit!«

»Sie haben gewollt, daß ich spreche — messen Sie sich die Schuld also nur selbst bei,« antwortete ich in hartem Tone. »Was ich Ihnen gesagt habe, wird sein, weil es sein muß. Meine gute That ist nun einmal verdorben. Wenn Sie mich verlassen hätten, ohne mein Geheimniß zu kennen, so wäre ich in Ihrer Erinnerung ein Held von Aufopferung und Hingebung gewesen.«

»Der sind Sie noch! Der werden Sie stets sein.«

»Nein, nein — ich werde in Ihren Augen weiter nichts sein, als ein Elender! — Hören Sie also — ich rufe mir den Auftritt im Schlosse Givré wieder in's Gedächtniß zurück.«

»Damals waren Sie noch ein Kind.«

»Ganz recht; aber heute bin ich ein Mann und mein Wille ist unbeugsam.«

»Es ist also ein Verbrechen, was Sie begehen wollen!« rief sie außer sich vor Schrecken, indem sie sich mit scheuen Blicken umsah.

»Beruhigen Sie sich — ich werde keine Gewalt anwenden, aber dennoch werden Sie mir angehören.«

Hermine betrachtete mich mit Entsetzen.

Dieser Auftritt hatte sie entnervt.

Zitternd kauerte sie neben der Ottomane nieder, und verbarg das Gesicht in einem der großen seidenen Kissen.

Ich hörte sie schluchzen.

Neben ihr sitzend und ihre kalten, willenlosen Hände fassend, sagte ich ihr beinahe in's Ohr:

»Suchen Sie nicht sich selbst zu täuschen. In diesem Augenblicke haben Sie die tiefe Ueberzeugung, daß es wirklich Liebe ist, was ich für Sie empfinde. Diese Glut, die mich verzehrt und auch Sie schon durchdringt, das Zittern meiner Stimme, das Beben meiner Hand, dieses Herz, dessen stürmisches Pochen Sie hören, Alles ruft Ihnen zu, daß ich Sie liebe.«

»Es sei!« antwortete sie in abgebrochenen Sätzen. »Sie lieben mich wirklich, ich glaube Ihnen und beklage Sie. Ich werde an Sie denken. Sie werden immer einen Platz, ein geheimes Asyl in meinem Herzen haben. Ich werde leise Ihren Namen nennen — mit — Dankbarkeit, mit Mitleid — dereinst, später werden wir uns vielleicht wiedersehen.«

»Wir werden uns niemals wiedersehen, und ich will, daß Sie mir eine unvergängliche Erinnerung an diese Nacht zurücklassen. Vergessen Sie mich dann — ich dagegen werde niemals vergessen! Für Sie wird Alles höchstens sein wie ein Traum. Wer wird Sie jemals an diese Stunde des Glücks erinnern, die Sie mir gewidmet haben werden? Wer wird jemals erfahren, daß in einem abgelegenen Theile von Paris, in dieser Finsterniß, in diesem Schweigen, in dieser Nacht ein Wesen, welches Ihnen ergeben war, Ihnen die ganze Glückseligkeit seines Lebens verdankt haben wird? O Hermine, dennoch hatte ich Ihnen so Vieles zu sagen, was Sie gerührt haben würde. Die Worte mangeln meinen Gedanken.«

Halb aufgerichtet, die großen Augen, in welchen einige Thränen rollten, auf mich geheftet, mit halbgeöffneten Lip-

pen, schien sie wie bestrickt. Man fühlte, daß ihr Wille in einem seltsamen Kampfe begriffen war, und ich verfolgte in ihrer Seele wie in einer Vision alle Phasen dieses Kampfes. Trotz ihres Widerstrebens trocknete ich ihre Thränen, und mit einer Begeisterung, die mich zuweilen bei dem Tone meiner eigenen Stimme zusammenschrecken ließ, als ob ich eine fremde Stimme hörte, fuhr ich fort:

»Warum wollen Sie mir nicht gewähren, was ich von Ihnen verlange? Sie stoßen mich zurück — Ihre Seele empört sich — Sie erklären, daß man sich nicht auf diese Weise binnen wenigen Stunden hingibt — aber diese wenigen Stunden haben ein ganzes Leben erschöpft. In diesen wenigen Stunden habe ich Ihnen mehr gesagt, und Sie haben, was Sie auch thun mögen, mehr gehört, als es bedarf, um zwei Herzen zu vereinigen. Jede Minute dieser Nacht ist aber Jahre werth — die ganze Entfernung, welche uns trennt, hat dieser Gedanke bereits übersprungen — Sie sind mein!«

Ich hatte gewagt sie in meine Arme zu fassen.

Sie war bleich wie eine Todte — ihre Augen umflorten sich.

Das matte Licht, welches uns umgab, ward noch dunkler. Sie stieß mich nicht mehr zurück, aber ich begriff, daß ihr Wille noch Widerstand leistete.

Mit matter, krampfhafter Stimme murmelte sie die Worte:

»Nein! nein! nein!«

Endlich sank sie besiegt zurück; ihre Arme öffneten sich, ihre Augen funkelten seltsam und wie ein Hauch erstarben auf ihren Lippen die Worte:

»Tödten Sie mich — da ich Ihnen gehöre — tödten Sie mich!«

— — — — — — — — — — —

Wir saßen einander gegenüber — sie mit ihrer Schande, ich mit der Reue.

»Verzeihen Sie mir,« sagte ich leise zu ihr.

»Ich kann Ihnen verzeihen,« rief sie weinend. »Aber mir, wer wird mir verzeihen?«

»Kommen Sie! Die Stunde schlägt — nun werden Sie Ihre Tochter wiederfinden. Unkluger, der ich war, daß ich in dieser armen trostlosen Seele die Mutter wachrief.

Sie stieß einen lauten Schrei aus.

»Meine Tochter! O mein Gott! Ich werde sie nicht mehr ansehen können, ohne zwanzigmal vor Scham zu sterben!«

Ich näherte mich ihr — ich wollte ihre Hände ergreifen.

Der Zauber war gebrochen.

»Unglücklicher!« rief sie, mich mit furchtbarer Geberde zurückstoßend, »Nichtswürdiger, rühre mich nicht an.«

Sie eilte nach der Thür.

Ich hielt sie noch einige Zeit genug fest, mußte aber beinahe Gewalt anwenden.

»Lassen Sie mich! Lassen Sie mich fliehen.«

»Hermine, hören Sie — ein einziges Wort.«

»Wie? Wie nennen Sie mich?« rief sie in stolzem Tone.

Gleich darauf ward ihre Stimme jedoch wieder sanfter und sie sagte:

»Herbin, haben Sie mich auch nicht belogen? Ist das, was Sie mir verkündet haben, auch wirklich wahr?«

»Wie? Sie zweifeln noch?«

»Ich werde mein Kind wieder sehen, nicht wahr?«

»Hören Sie dieses näherkommende Geräusch, dieses Rädergerassel?«

Ich öffnete das Fenster.

Mit der kalten scharfen Morgenluft drang das Rollen einer Carosse bis zu uns.

»Nun werden Sie mir glauben — dieser Wagen ist der, welcher uns Ihr Kind zuführt.«

»Wohlan, kommen Sie; was warten wir?« sagte sie mit düsterer Entschlossenheit. »Es ist kalt hier.«

»Ja, er ist es — ich höre ihn Halt machen.«

Die Gräfin, welcher ich folgte, schlug rasch die Draperien auf die Seite, welche die Thür maskirte.

Sofort aber prallte sie, einen Schrei des Entsetzens unterdrückend, zurück.

»Diese Frau — Ja! Ja! Was will diese Frau?«

Ich näherte mich und erblickte in dem Schatten ein Gesicht, welches uns ansah.

»Laura!« rief ich im höchsten Grade bestürzt und erstaunt.

Das unerklärliche Erscheinen der Courtisane in einem solchen Augenblick ließ mich irgend eine Katastrophe ahnen.

Sie trat in das Boudoir — der unheimliche Ausdruck ihres Gesichts flößte mir Furcht ein.

»Herbin, mein lieber Freund,« sagte sie zu mir, »Sie haben wohl daran gethan, sich im Voraus bezahlt zu machen, sonst wären Sie betrogen worden.«

»Aber was will diese Frau? Was will diese Frau?« murmelte die Gräfin, welche allmälig bis an das Fenster zurückgewichen war.

Ihre Zähne klapperten vor Furcht. Was mich betraf, so war ich wie ein Trunkener. Kaum hatte ich mein Verbrechen vollbracht, so fühlte ich wie alle Willenskraft mich verlassen hatte.

Es war mir, als wenn der Boden unter mir zitterte, und in meinem Kopfe summte und brauste es. Meine Energie war eben so verschwunden wie mein Muth, und wenn ein Abgrund sich plötzlich unter mir geöffnet hätte, so würde ich keinen Schritt gethan haben, ihn zu meiden.

»Diese Frau ist also die Gräfin Givré?« sagte Laura zu mir.

»Ja, es ist die Gräfin von Givré,« antwortete ich mechanisch.

»Kennen Sie mich noch?« fragte die Courtisane weiter, indem sie sich Hermine näherte.

»Nein, ich kenne Sie nicht — ich habe Sie niemals gesehen.«

»O Sie haben mich vor Scham und Schmerz sterbend zu Ihren Füßen gesehen.«

»Aber wer sind Sie denn?«

»Ich bin — ich bin das, wozu Sie mich gemacht haben. Meiner Familie geraubt und dann von Ihrem Gatten verlassen, bin ich von Ihnen behandelt worden wie eine Verworfene.«

»Ha! jenes Mädchen!« rief Hermine mit dem durchbohrenden Ausdruck der Verachtung.

»Ja, jenes Mädchen, welches Sie durch Ihre Leute festnehmen und ins Hospital werfen ließen.«

»Es war also Alles wahr?« rief ich meinerseits.

»Nun,« antwortete Laura, »glauben Sie denn, man erfinde dergleichen Gräuelgeschichten, um sich beim Dessert zu amüsiren?«

»Und jener Graf von Saint-Hippolyt?«

»War der Graf von Givré — der Gemal dieser Dame!«

Nun hatte ich endlich die Erklärung der seltsamen Blicke, welche Laura während des Abends auf mich geworfen. Peyrotte hatte ihr mein Geheimniß verrathen.

»Sie haben doch nicht die Absicht, Frau von Givré hier zurückzuhalten?« sagte ich zu Laura in einem Tone, welchem ich möglichst Festigkeit zu geben suchte.

»Ich sollte sie zurückhalten wollen? O nein, sie kann sich entfernen und Sie werden sie begleiten, schöner Ritter der unschuldigen und verfolgten Gräfinnen — nämlich sobald ich ihr mitgetheilt haben werde, was ich für ihr Glück gethan habe.«

Hermine hörte uns und indem sie unbeweglich dastand wie eine Bildsäule.

Langsam und zu der Gräfin gewendet hob Laura wieder an:

»Dieser Mann, der sich Ihnen wie ein hingebendes Herz, wie ein Retter angeboten hat, dieser Mann, an den Sie so kostbare Gunstbezeigungen verschwendet, ist weiter nichts als ein Elender. Er selbst hat Ihre Tochter rauben lassen, um Sie auf diese Weise in den Abgrund zu locken, in welchen Sie gestürzt sind.«

„Nichtswürdige!“ rief ich, indem ich wüthend auf Laura zueilte.

„Warten Sie, bis ich fertig bin, lieber Freund. Dennoch wollte er Ihnen Ihre Tochter wiedergeben, denn er ist nur ein halber Bösewicht. Diese Tochter aber werden Sie niemals wiedersehen, Madame, niemals, niemals! — Ich habe mich ihrer bemächtigt — sie ist seit gestern mein Eigenthum geworden — ich habe ihre Erziehung übernommen und ich schwöre Ihnen, daß in einigen Jahren die Erbin des Grafen von Givré dasselbe lustige Leben führen wird, welches ich geführt habe, denn Sie haben mich zu einer Verlorenen und Verworfenen gemacht. Nun kennen Sie meine Rache.“

Kaum hatte Laura diese furchtbaren Worte gesprochen, so sprang Frau von Givré wie von einer Feder emporgeschnellt auf die Schwelle des offengebliebenen Fensters, breitete die Arme aus und stürzte sich hinab.

Wir vernahmen einen dumpfen Schlag.

Ich eilte die Treppe hinunter.

Die unglückliche Hermine lag blutend auf der Terrasse mit an der spitzen Ecke der letzten Stufe zerschmettertem Kopfe. Ein letztes Zucken bewegte noch ihren schönen Körper in dem Augenblick, wo ich sie in meinen Armen aufhob.

Ich hielt nur noch eine Leiche!

* * *

Hiermit war Jacques Herbin's Manuscript zu Ende. Der Handelsmann der Cité legte, nachdem er mit dieser Lecture fertig war, die Blätter wieder sorgfältig der Reihe

nach zusammen, verschloß sie und versank in tiefes Nachdenken.

Dreizehntes Capitel.

Der Ueberfall.

Drei Tage nach den Ereignissen, welche die ersten Capitel dieser Geschichte bilden, und nach dem Abend, wo Meister Martin, der Handelsmann und Trödler unter dem Zeichen des Fuchses in der Rue de la Calandre, Kenntniß von den Papieren nahm, welche Meister Filoche ihm an der Thür des Weinhändlers auf dem Boulevard du Temple übergeben, drängte sich eine zahlreiche Volksmenge auf diesem selben Boulevard vor einem glänzend erleuchteten Hause.

Von Zeit zu Zeit machten Miethkutschen, aber auch Equipagen mit Wappen auf den Schlägen und mit zwei schönen Pferden bespannt, auf der Chaussée Halt. Junge Männer und Greise stiegen aus diesen Wagen. Die Einen schienen der Aristokratie, die Andern den Bürgerclassen anzugehören.

Es gab auch Leute darunter, deren ein wenig strenges Costüme Beamte verrieth, so wie sich auch einige Abbés zeigten.

Alle lenkten ihre Schritte nach dem umfangreichen Thor des erleuchteten Hauses.

Ueber diesem Thor las man aus bunten Gläsern zu=

sammengestellt die Aufschrift oder vielmehr die Firma: Akademie.

Und dennoch war es weder die französische Akademie der Wissenschaften, noch die Akademie der Blumenspiele. Es war vielmehr die Akademie der Hazardspiele, denn alle diese Leute mit geschäftiger Miene, die sich in dieses Haus drängten, eilten an die Pharotische.

Es ist jetzt ungefähr zehn Uhr Abends. Etwa hundert Schritte von dem Hause entfernt kommen drei junge Leute Arm in Arm auf uns zu.

Wir haben sie schon gesehen, es sind die heiteren Gäste aus dem Cadran Bleu — Frederic Dalkens, der witzige Maler, der sentimentale Vicomte von Bervilly und der treulose Chevalier Georges von Roswil, nämlich treulos gegen seine Gattin, die Frau, welche das Vergeltungsrecht übte, denn was die schöne Olympia betraf, so fuhr er fort ihr glücklicher und verschwiegener Liebhaber zu sein.

Dalkens, Roswil und Bervilly sprechen ziemlich laut mit einander, ohne sich um die Vorübergehenden zu kümmern, welche Alles hören können, was sie sagen.

Wir wollen es machen wie die Vorübergehenden und dem Gespräch unserer jungen Stutzer ein wenig zuhören.

Sie ergehen sich in sehr moralischen Betrachtungen über das Spiel, denn im Jahre 1788 wird stark gespielt.

Nachdem man auf die Wassergesellschaft in Paris, auf die Discontecassenbillets, auf die Actien der Bank Saint Charles agiotirt und speculirt, haben die Spieler eingesehen, daß die Aufregungen der Agiotage noch viel zu langsam sind, daß man dabei nicht schnell genug verlieren und gewinnen kann, und daß gewisse Augenblicke der Ruhe

eintreten, wo das Steigen und Fallen zu ihrer Verzweiflung ein kaum bemerkbares ist.

Deshalb sind sie einfach zum Pharo, zum Biribi und zum Landsknecht zurückgekehrt, wo sie stets, wenn es ihnen beliebt, ihr Vermögen auf ein Stück Pappe setzen können.

Die unter dem Schutz der Polizei dem Publicum geöffneten Spielhäuser mehren sich in Paris, aber sie genügen der herrschenden Leidenschaft nicht, und eine Menge heimlicher, aber dennoch geduldeter Spielhäuser bieten den Söhnen reicher Familien allerliebste kleine, mit Sammt tapezirte, luxuriös ausgestattete, von duftenden Kerzen beleuchtete Grotten, wo elegante Banditen in seidenen Kleidern mit Busenstreifen und Spitzenmanschetten sie mit dem höflichsten Anstande ausplündern.

Einer vornehmen Dame, welche ihrem Vermögen aufzuhelfen sucht, wird durch besondere Gunst gestattet, ein Spielhaus zu halten.

Nach Abzug aller Kosten bleiben ihr von jeder Sitzung vierhundert Livres übrig. Sie rechnet mit ihren Lakaien und theilt mit ihren Gönnern.

Man braucht bei ihr jede Nacht für zehn Louisd'ors Karten. Der Fiscus befindet sich wohl dabei und um die Moral zu wahren, sagt man, es gäbe einmal gewisse Dinge, die man in einer Hauptstadt dulden müsse. Eine große Stadt bedürfe Entleerungscanäle wie der menschliche Körper. Die, welche sich dem Spieltische widmeten, beschäftigten sich nicht mit Zeitungen und öffentlichen Angelegenheiten und übrigens bildeten die Spieler eine harmlose Bevölkerung, durch welche das Staatswesen niemals beunruhigt worden sei.

Von Zeit zu Zeit stürzen sich allerdings zwei oder drei von diesen verrathenen Anbetern der Fortuna in die Seine. In den Netzen von Saint-Cloud fischt man ihre Leichen wieder heraus, und den nächstfolgenden Tag machen die Banquiers und Croupiers deswegen nicht weniger gute Geschäfte.

So philosophirte man im Jahre 1788.

Der Vicomte, der Chevalier und der Maler schienen jedoch nicht dieser Meinung zu sein. Jeder überbot nach der Reihe seine Nachbarn in mißbilligenden Ausdrücken über diese Leidenschaft.

»Redet mir nicht vom Spiel,« rief Georges von Roswil; »das Spiel tödtet die Arbeit, verschlingt die Ersparnisse —«

»Es verlöscht die Liebe zur Kunst,« unterbrach ihn Frederic Dalkens.

»Es zwingt den Menschen, vor phantastischen Wesen, vor dem Schicksale, dem Zufalle niederzuknien,« setzte Herr von Bervilly hinzu; »es nährt und entflammt die Habgier des Menschen und betrügt ihn dann, um ihn der Verzweiflung zu überliefern.«

»Man thut recht daran, diese Häuser Höllen zu nennen. Alle Physiognomien sind dort durch die schimpflichsten Leidenschaften, durch Wuth, durch Reue und wilde Freude entstellt, welche das Unglück, die Verzweiflung verlacht, vorausgesetzt, daß diese Verzweiflung und dieses Unglück ihr Nutzen bringen.«

»Welch' ein Unterschied,« rief der sentimentale Vicomte, welcher den letzten Band von Mercier gelesen, »welch' ein Unterschied zwischen dem Rechen, welchen der

Gärtner handhabt, um die nützlichen Geschenke des Bodens nutzbar zu machen, und dem Rechen, womit die Spieler auf dem grünen Tische umherfahren, um die gewonnenen Goldstücke an sich zu raffen.«

»Wenn sie nicht verloren haben.«

»Zuletzt verliert man bei dem Pharo allemal — nur die Bank gewinnt.«

»Nieder mit dem Pharo!« ruft der Chevalier.

»Nieder mit Bassette und Landsknecht!« setzt der Chevalier hinzu.

»Wir wollen ein Edict verlangen, welches alle diese verwünschten Spiele unterdrückt!« sagt der Maler in wildem Tone.

In diesem Augenblicke sind sie dem Hause gegenüber gekommen, wo das Wort »Akademie« glänzt.

Alle Fenster sind erleuchtet und vom Boulevard aus kann man die Menge sehen, welche sich in den Salons durcheinanderdrängt.

Sie bleiben stehen und sehen einander schweigend an.

»Na,« sagt plötzlich der Chevalier, »wir wollen noch einmal hineingehen.«

Und sie eilen auf das Eingangsthor zu.

Die Treppe ist mit Teppichen und Blumen geschmückt. In der ersten Etage verlangte ein sehr höflicher Herr ihnen ihre Hüte ab, und gab ihnen dafür eine kleine numerirte Marke.

Einige Augenblicke später traten sie in die Salons des Spielhauses.

Für eine Hölle sah dieses Haus ganz gut aus; die Wände waren prächtig tapezirt, kupferne, schön ciselirte

Wandleuchter trugen hundert Kerzen; Stühle und Sophas hatten vergoldete Lehnen und waren mit Atlas überzogen.

Auf den ersten Anblick konnte man sich bei irgend einem reichen Kammerherrn oder wenigstens einem Generalpächter glauben; sah man sich die Sache jedoch genauer an, so entdeckte man in diesem ganzen Luxus bald jenes Gemeine, Alltägliche, Kalte und Erkünstelte, was das öffentliche Haus charakterisirt.

Drei Banquiers saßen an drei Pharotischen in drei ziemlich großen Sälen, wo man fast erstickte, obschon die Fenster weit geöffnet waren.

Um jeden Tisch herum folgten vier dicht gedrängte Reihen von Spielern mit gierigem Blick der Bewegung der Karten und sobald als die Rechen oder Krücken der Croupiers sich senkten, um Gold zu bringen oder wegzuraffen, hörte man Ausrufungen, dumpfe Flüche, Klagen, die halb in der Brust erstickt wurden und sich nur durch röchelnde Seufzer verriethen.

Um einen passenden Platz zu finden, sahen der Vicomte, der Chevalier und der Maler sich genöthigt, sich zu trennen und jeder an eine der drei Banken zu gehen.

Jules von Bervilly war lange einer der größten Spieler der Hauptstadt gewesen. Zweimal war ein bedeutendes Vermögen in seinen Händen geschmolzen. Die Karten hatten ihm einen Onkel und eine Tante mit sämmtlichen Schlössern, Taubenhäusern, Meiereien, Waldungen, Wiesen und Aeckern verschlungen.

Seine Liebe zu der Tochter des Grafen Cardiano-Cardiani aber hatte ihn so ziemlich von dieser verderblichen Leidenschaft geheilt und nur in Folge einer Gewohnheit,

mit welcher sein Wille nichts zu schaffen hatte, war er so eben seinen beiden Freunden in die Hölle des Boulevard du Temple gefolgt.

Seine Gedanken weilten anderwärts als am Pharotische. Am Abend vorher noch hatte er das Glück gehabt, Regina zu sehen. Den nächstfolgenden Tag sollte er sie in Gesellschaft wiedertreffen und sie hatte eine lange Unterredung versprochen.

Regina hatte ihm dabei zugleich die bevorstehende Rückkehr ihres Vaters angekündigt und Jules von Bervilly, berauscht durch den Geist, die lebendige Anmuth der reizenden italienischen Sirene und ganz jene sanfte melancholische Cousine in der Bretagne vergessend, welcher das erste Erwachen seines Herzens gehört hatte, Jules von Bervilly, sagen wir, war entschlossen, bei dem Grafen Cardiano-Cardiani um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

Während der Vicomte so von seinen Projecten und von seiner Liebe träumte, hatte er nachlässig einige Louis-d'ors auf den grünen Teppich geworfen. Fünf- oder sechsmal hatte das Glück ihn begünstigt und da er seinen Gewinn immer wieder stehen gelassen, so thürmte sich schon ein Goldhaufen vor ihm auf, ohne daß er darauf achtete.

Die eintönige näselnde Stimme des Banquiers ließ sich hören, indem sie langsam die bedeutsamen Worte aussprach:

»Machen Sie Ihr Spiel, meine Herren!«

»Sie haben da schon eine ungeheure Summe vor sich liegen,« sagte einer der fadenscheinigen Stammgäste des Hauses, indem er den Vicomte an der Schulter berührte. »Sie würden wohlthun, sie wegzunehmen — und mir zwei

Louisd'ors zu leihen, damit ich auch noch einmal setzen kann.«

Jules von Bervilly sah sich, aus seinen verliebten Träumen aufgerüttelt, mit dem scheuen Blicke eines Menschen um, den man plötzlich aus dem Schlafe weckt.

Er sah den Goldhaufen, begann zu begreifen und hob schon eine Krücke, um seinen Gewinn wegzuraffen, als die Stimme des Bankiers sich wieder hören ließ:

»Das Spiel ist gemacht, meine Herren — es geht nichts mehr.«

Alles blieb auf dem Teppich liegen. Die neue Taille begann.

Das Schicksal war dem Vicomte abermals günstig.

»Nehmen Sie doch Ihr Geld weg,« rief der zudringliche Nachbar, »Sie haben wenigstens tausend Louisd'or — das ist ein schöner Pfennig. Glauben Sie meiner alten Erfahrung, das Glück wird sich nun gegen Sie wenden. Seien Sie großmüthig — vertrauen Sie mir fünf Louisd'or an.«

Der Vicomte folgte dem Rathe. Er machte rasch zehn Rollen, jede von hundert Louisd'ors, und da ihm dann noch etwa zwölf Goldstücke übrig blieben, so schob er sie freigebig dem Rathgeber zu. Einige Augenblicke später verließ er den Salon, um seine beiden Freunde aufzusuchen.

Der Mann in dem fadenscheinigen Rocke bemächtigte sich des Goldes, welches ihm auf so unerwartetem Wege zugefallen, verwechselte es gegen Silbergeld und begann sofort einen Dreilivresthaler nach dem andern zu setzen, indem er die Abzüge mit einer Stecknadel auf einer schmierigen Karte markirte.

»Sehet, Lambert ist wieder zu Federn gekommen,« sagte ein Subject von nicht weniger verdächtigem Aussehen. »Er wird zum tausend und ersten Male sein berüchtigtes Doublirspiel versuchen und in zwei Stunden keinen Heller mehr haben.«

Der, welcher dies sprach, erhob sich vom Tische und schlich dem Grafen nach, den er in dem zweiten Salon gerade in dem Augenblicke wiederfand, wo er sich dem Chevalier von Roswil wieder anschloß.

»Frederic ist fort,« sagte der Chevalier zu dem Vicomte.

»Hat er gespielt?«

»Ja, und hundert Livres verloren.«

»Und Du?«

»Ich habe eben so viel gewonnen.«

»Dann ist mir das Glück günstiger gewesen. Ich habe jetzt tausend Louisd'or mehr in der Tasche, als da ich eintrat.«

»Dann, lieber Freund, wollen wir uns entfernen — wir haben dann hier nichts mehr zu thun.«

Der Vicomte und der Chevalier entfernten sich.

Es war Mitternacht.

Auf dem Boulevard herrschte dichte Finsterniß. Die wenigen Laternen, welche darüber hingen, schaukelten hin und her und knarrten und kreischten an ihren Stricken.

Es fiel ein feiner Regen. Vergebens suchten sie einen Fiaker oder einen verspäteten Fackelträger, der sie nach Hause gebracht hätte.

Die Straße war öde und die Spieler, welche das privilegirte Spielhaus einer nach dem andern verließen,

eilten so schnell als möglich, ihre Wohnung zu erreichen, obschon den Meisten die Börse so leicht gemacht worden, daß sie von nächtlichen Dieben nichts zu fürchten hatten. Nach Verlauf einiger Augenblicke trennten sich die beiden Freunde.

Der Chevalier wohnte in der Nähe der Place Royale und der Vicomte in einem kleinen Hotel nicht weit von der Rue Saint-André des Arcs.

Jules von Bervilly betrat das Labyrinth von Straßen, welches das Quartier du Temple bildete.

Er beschleunigte seine Schritte, als er plötzlich einen heftigen Stoß erhielt.

Ein Mensch, der von entgegengesetzter Richtung kam, war an ihn angerannt.

In der Meinung, daß er es mit einem Uebelthäter zu thun habe, trat er einige Schritte zurück und wollte den Degen ziehen. Der Unbekannte entschuldigte sich jedoch auf sehr höfliche Weise und entfernte rasch, nicht ohne ihn vorher mit einiger Aufmerksamkeit gemustert zu haben.

Der Vicomte setzte seinen Weg weiter fort und war ohne Hinderniß auf dem Platz Notre Dame angelangt.

Plötzlich bewog ein klägliches Miauen, welches sich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten hören ließ, ihn den Kopf emporzurichten.

„Das ist sehr gut nachgeahmt," dachte er, „aber diese Katze kommt mir ganz so vor wie ein Zweifüßler, der ein Signal gibt."

Er blieb stehen, als er einen Mann auf sich zukom-

men sah, in welchem er denselben wieder zu erkennen glaubte, gegen den er angerannt war.

Jules von Bervilly zog nun den Degen.

»Hierher! hierher!« rief der Unbekannte.

Sofort kamen zwei andere Strolche hinter der Ecke der kleinen Rue Chanoinesse hervorgesprungen.

Sie waren mit weiter nichts als Stöcken bewaffnet.

Dieser neuen Gefahr gegenüber hielt es der Vicomte für gerathen, seine Kräfte zu schonen und ohne Uebereilung zu handeln. Indem er daher mit vorgehaltenem Degen langsam einige Schritte zurücktrat, lehnte er sich an die Mauer der Kirche und nun sicher, daß er weder umzingelt noch von hinten angegriffen werden konnte, rief er:

»Nun so kommt doch, Ihr Schurken, wenn Ihr es wagt. Ich habe sechs Zoll Eisen zu euren Diensten.«

Die drei Banditen hielten sich jedoch in ehrerbietiger Entfernung.

»Nimm Dich in Acht, Lanceron,« sagte einer von ihnen, ein kleiner untersetzter Gesell mit dickem Gesicht und gemeiner Physiognomie, »nimm Dich in Acht, daß er Dich nicht steche.«

»Ah, der dicke Matharel fängt an sich zu fürchten! Dieser Teufelsgarkoch geht lieber mit todtem Fleisch um als mit lebendigem.«

»Und man wird ihm welches vorsetzen,« bemerkte der Dritte.

Dieser war kein Anderer als jene menschliche Varietät von Geier, die wir schon in dem armseligen Weinhaus des Boulevard du Temple vor einer Flasche Branntwein haben sitzen sehen.

Er gab seinen beiden Spießgesellen durch eine Geberde zu verstehen, daß sie sich ruhig verhalten sollten. Dann bückte er sich und zog aus seiner Tasche etwas Langes und Schwarzes, was aussah wie ein Riemen.

Dann streckte er seinen langen, fleischlosen Hals vor, hob die skelettartigen Arme und schlich sich auf seinen schiefen Beinen, deren Gelenke sich wie die eines Gliedermannes nach allen Richtungen drehen zu können schienen, näher an Jules von Bervilly heran, der mit vorgestrecktem Degen aufmerksam seine Bewegungen verfolgte und sich bereit hielt, sich auf ihn zu stürzen.

Nur noch wenige Schritte trennten den Vicomte von dem Banditen, als dieser sich plötzlich aufrichtete und seine muskelstarken Arme bewegte.

Jules von Bervilly wollte ihm den Degen in die Brust stoßen, aber ein scharfes Pfeifen ließ sich hören, der Riemen rollte sich auf und ward länger.

Der Vicomte sah etwas über seinem Haupte schweben, was einer Schlange glich, dann fühlte er, wie ihm die Kehle zusammengezogen ward. Die Schlange erdrosselte ihn, er schlug mit schwerem Falle auf das feuchte Pflaster nieder und der Degen entsank ihm.

»Bravo, Brisbille!« riefen die beiden andern Banditen, welche sich mehr im Hintergrunde gehalten hatten.

»Der ist besorgt,« sagte Brisbille, indem er den Riemen um den Hals des Opfers noch schärfer zuzog. »Jetzt, rasch die Taschen durchsucht.«

»Wartet einen Augenblick,« sagte der Dicke, den man mit dem Namen Matharel bezeichnet; »ich glaube Schritte zu hören.«

In der That ließen sich von der Rue de la Cité her deutlich Tritte vernehmen.

»Rasch, rasch — nehmt ihn mit,« rief Brisbille, »es ist die höchste Zeit!«

Der Dritte der Banditen lud den Erwürgten auf die Schultern und sie entfernten sich in der Richtung der Rue de la Calandre. Hinter ihnen rief eine etwas weintrunkene Stimme:

»Ha! die Banditen! Es ist eine Leiche, welche sie da fortschleppen. — Heda! Wache! Wache!«

Es dauerte nicht lange, so standen die drei Banditen vor dem Laden des Trödelhändlers. Brisbille drückte auf einen verborgenen Knopf, die Thür öffnete sich und sie verschwanden mit ihrer Beute.

Der jedoch, welcher sie so entschlossen verfolgte, kam beinahe gleichzeitig an dieser Stelle an und wüthend, die Thür, durch welche sie verschwunden waren, sich schließen zu sehen, begann er erst mit den Fäusten und dann mit den Absätzen seiner Stiefel daran zu hämmern.

Jeder Schlag hallte weithin durch die schweigende Gasse, und als der Lärm ungefähr eine Viertelstunde gedauert hatte, sagte unser Freund bei sich selbst, es sei unmöglich, daß nicht endlich Jemand ihm zu Hilfe käme.

In der That erschien auch die Scharwache, aber ververgebens versuchte er dem Anführer derselben begreiflich zu machen, daß drei verdächtige Individuen, welche den Körper eines wahrscheinlich Ermordeten fortgetragen, in den jetzt verschlossenen Laden des Meister Martin geflüchtet seien, dessen Name mit 'schwarzen Buchstaben auf dem Aushängeschild unter einem prächtigen Fuchs zu lesen stand.

Die Scharwache wollte nichts davon hören und arretirte daher wegen nächtlicher Ruhestörung den Maler Frederic Dalkens, der von den Porcherons kam, wo er seinen Abend beschlossen und dessen Gehirn in Folge ein wenig allzu reichlich genossener Getränke in etwas hohem Grade erhitzt war.

Vierzehntes Capitel.

Der Keller.

Sobald als die Banditen, welche die Leiche des so meuchlerischerweise ermordeten Vicomte von Bervilly aufgehoben, die Ladenthür des Handelsmannes der Cité durchschritten und hinter sich verschlossen hatten, gingen sie mit den Händen tappend in der Finsterniß weiter.

Man hörte draußen den fürchterlichen Lärm, welchen der Maler machte, um die Nachbarn zu wecken und die Aufmerksamkeit einer Patrouille auf sich zu lenken.

»Immer poch,« sagte Brisbille, »poche so viel Du Lust hast. Die Scharwache kann nun kommen und die Thür einschlagen — selbst der Teufel würde uns nicht finden.«

Mit diesen Worten bückte er sich, faßte den Ring einer Fallthür, die er ohne große Mühe aufhob, und ein mattes, in den Laden fallendes Licht ließ eine Leiter gewahren, welche an dem Rand einer Oeffnung stand.

Nun stiegen alle Drei in einen langen schmalen Keller hinunter, nachdem sie zuvor die Fallthür wieder hinter sich zugeworfen.

Im Hintergrunde dieses von einer räucherigen Lampe

erleuchteten Kellers stand ein mit grünlichem, feuchtem Moder überzogener Steinwürfel, der ziemlich die Form und Höhe jener alten Richtblöcke hatte, auf welche der Henker die Verurtheilten das Haupt legen ließ.

Brisbille nahm aus einem Winkel einen kleinen Hammer und that eine gewisse Anzahl Schläge auf den Stein.

Nach wenigen Augenblicken erlosch die Lampe, dann ließ sich ein leichtes Geräusch hören und die drei Genossen, von welchen der eine die Leiche des Opfers immer noch auf seinen breiten Schultern trug, gingen vorsichtig weiter, indem sie mit der Hand der Richtung der Seitenwand folgten.

Seltsam, dieser Keller war nur einige Fuß lang und dennoch gingen sie in der vollständigsten Finsterniß über hundert Schritte geradeaus.

Endlich vernahm man ein abermaliges Geräusch. Sie blieben stehen, eine Lampe entzündete sich, und sie sahen sich in einem umfangreichen unterirdischen Gemach, wo etwa fünfzig Männer beisammen waren, auf hölzernen Schemeln saßen und tiefes Schweigen bewahrten.

Das Erscheinen der neuen Ankömmlinge und der Leiche, welche sie auf den Boden niederlegten, schien kein Gefühl von Ueberraschung oder Neugier hervorzurufen.

Brisbille wechselte blos ein Zeichen der Erkennung mit einigen der ihm zunächst Sitzenden.

Es dauerte nicht lange, so öffnete sich eine Thür und Meister Martin erschien.

Der Handelsmann hatte das Costüm gewechselt.

Statt der Jacke, der Weste und den Beinkleidern von abgetragenem grünen Sammet trug er jetzt einen Frack,

eine Unterweste und Beinkleider von sehr feinem braunen Tuch. Er war sauber gepudert, trug schöne Wäsche und sein muskelstarkes Bein zeichnete sich stolz unter den bunten Strümpfen. Seine Schuhe hatten silberne Schnallen

Meister Martin, den wir nun in dieser neuen Verkörperung einer neuen Individualität öfter mit dem Namen des Capitäns bezeichnen werden, nahm vor einem großen Tische im Hintergrunde des Gemaches auf einer zwei oder drei Stufen hohen Estrade Platz.

»Meine Herren,« sagte er, »die Sitzung ist eröffnet. Wir werden die Rapporte der Brigadiers nach der Reihenfolge ihrer Einschreibung hören.«

Mit diesen Worten ergriff er ein auf dem Tisch liegendes Register, schlug es auf und las laut:

»Brigadier Lanceron: — Angelegenheit des Chevalier Georges von Roswil und der Dame Olympia.«

Der Mann mit dem Topas erhob sich.

Er trug mit seiner gewohnten Anmuth die Droguettbeinkleider, den apfelgrünen Frack und die Spitzencravate. Er trat gegen die Estrade vor, indem mit unnachahmlicher Bewegung die langen Schöße seines Fracks balancirten. Dabei schwebte ihm ein Lächeln auf den Lippen und in seinen Zügen lag der Ausdruck tiefer Genugthuung.

»Capitän,« sagte er, indem er selbstgefällig seine weißen Zähne zeigte und die Zuhörer anlächelte — übrigens sehr überflüssige oratorische Vorbereitungen, denn das umfangreiche Gemach, wo diese Versammlung gehalten ward, war nur matt von einer einzigen Lampe beleuchtet und große Schatten schwebten über allen diesen in zwei oder drei Reihen im Halbkreise geordneten Köpfen —

»Capitän, ich kann mir schmeicheln, die galante Intrigue entdeckt zu haben, welche der Chevalier ohne Vorwissen seiner Gemalin angeknüpft hat. Zwei Tage lang habe ich seine Spur nicht einen einzigen Augenblick verloren. Gestern Mittag verließ der Chevalier sein Hotel, nahm einen Fiaker und begab sich nach dem Faubourg Saint-Martin in das Bureau der Miethwagen für die Umgegend von Paris. Hier miethete er einen Einspänner für sich allein und man brachte ihn nach dem Dorfe Chenevières, wo er eine Viertelstunde vor drei Uhr ankam. Ich folgte ihm in ehrerbietiger Entfernung. Wir stiegen fast gleichzeitig in dem Wirthshause ab, wo seine Unbekannte ihn schon erwartete.«

»Und kennst Du ihren Namen?«

»Olympia.«

»Dies ist nicht ihr wahrer Name. Sie gibt sich gegen den Chevalier für eine vornehme Dame aus.«

»Eben stand ich im Begriff, es Euch zu sagen. Ihr wahrer Name ist Pelagie —«

»Pelagie!« rief der Capitän.

»Ja, Pelagie, ehemalige Choristin an der königlichen Akademie der Musik und gegenwärtig in einem kleinen Hotel des Quai des Ormes zum großen Aergerniß der Bürger, ihrer rechtschaffenen Nachbarn, ein lustiges Leben führend.«

»So ist es,« sagte der Capitän bei sich selbst. »Nun ist sie unser und ich werde mit ihr machen, was mir gefällt.«

Er ergriff abermals sein Buch und las:

»Angelegenheit des Vicomte Jules von Bervilly — Matharel und Brisbille.«

Es war Brisbille, welcher vortrat.

»Wohlan,« sagte der Capitän zu diesem, »wie weit seid Ihr mit eurer Inspection? Habt Ihr die Gewohnheiten des jungen Herrn studirt? Besitzt Ihr den Grundriß zu seinem Hotel? Habt Ihr Einverständnisse mit der Dienerschaft angeknüpft?«

Brisbille schwieg und seine runden Haifischaugen rollten in ihren Höhlen.

»Dummkopf!« rief der Capitän, indem er mit seiner kräftigen Faust auf den Tisch schlug, »wirst Du antworten oder nicht? Wie weit seid Ihr mit dem Vicomte?«

»Mit dem Vicomte?« sagte Brisbille mit trunkener Stimme.

»Nun, wirst Du Dich erklären?«

»Mit dem Vicomte? Der ist hier gegenwärtig.«

»Wie? er ist hier?«

»Da liegt er,« setzte der Bandit hinzu, indem er mit dem Finger auf eine an der Erde liegende dunkle Masse zeigte. »Das ist seine Leiche, welche Matharel auf seinen Schultern in dem Augenblick davongetragen hat, wo wir beinahe von einem Vorübergehenden überrascht worden wären, dessen Geschrei uns die Scharwache auf den Hals zu hetzen drohte.«

»Ihr habt ihn ermordet!«

»Wir haben ihn auf dem Platze Notre Dame ganz schulgerecht erwürgt. Er kam eben aus der Spielhölle des Boulevard du Temple. Er hatte die Taschen voll Gold und wir meinten daher —«

»Daß Euch der Teufel zerreiße!« rief der Capitän mit vor Zorn zitternder Stimme. »Wie viel hatte er denn in seinen Taschen?«

»Ungefähr fünfhundert Goldstücke, die er im Spiel gewonnen — und die noch hier sind —«

Und er schickte sich an die Kleider des Schlachtopfers zu durchsuchen.

»Wartet,« sagte Meister Martin.

Er nahm aus seinem Register einen Zettel, den er las. Dann hob er langsam wieder an:

»Der Vicomte von Bervilly hatte tausend Louisd'or im Pharo gewonnen. Ordnen wir erst diese Angelegenheit. Tausend Louisd'or werdet Ihr also aus seinen Taschen nehmen. Wenn sie nicht darin sind, so werdet Ihr sie hineinthun «

Matharel leerte die Taschen des unglücklichen Vicomte.

Sie enthielten in der That nur fünf Rollen, jede zu hundert Louisd'or, die er auf den Tisch legte.

Nach einem Augenblick des Zögerns und unter dem flammenden Blick des Capitäns entschloß er sich noch, die Hände in die Taschen seiner eigenen Jacke zu stecken und die fünf anderen Rollen herauszunehmen, die er sich auf dem Wege von dem Platze Notre Dame bis nach der Rue de la Calandre auf geschickte Weise in der Hoffnung angeeignet, dieses hübsche Sümmchen ohne Vorwissen seiner Cameraden und ihres Anführers behalten zu können.

»Jetzt,« hob Meister Martin wieder an, »höret mich, elende Werkzeuge einer Sache, die Ihr niemals verstehen werdet und die Ihr fortwährend durch eure Dummheit gefährdet.«

Bei diesen Worten erhob sich ein unzufriedenes Murren unter der Versammlung.

»Ruhig! und höret euren Herrn und Meister —

versteht Ihr mich? Ich sage Euch nochmals, wenn Ihr mir nicht unter allen Umständen blindlings gehorcht, wenn Ihr den geringsten meiner Befehle übertretet, wenn Ihr versuchet, euren schwachen Willen an die Stelle meines souveränen zu setzen, so stürzet Ihr Euch selbst in's Verderben, Ihr zerreißt euer sociales Band und werdet Alle — hört Ihr wohl — wieder in den Zustand von Elend und Verworfenheit zurückfallen, aus welchem ich Euch gezogen. Diebe, Räuber, gemeine Mörder und Verbrecher, die heute tödten, um sich eines Vermögens zu bemächtigen und morgen ein Stück Brot zu gewinnen, werdet Ihr schnell der Galeere und dem Rade anheimfallen. Dies wird die schöne Frucht eurer Arbeit sein, wenn Ihr nur euren eigenen dummen Eingebungen folgt. Dieser Mann, den Ihr um einiger zufällig in einem Spielhause gewonnenen Goldstücke wegen erdrosselt habt, als ob wir in unserem gemeinschaftlichen Schatz nicht tausendmal mehr Geld hätten, als dieser glückliche Spieler bei sich trug — dieser Mann war für uns fünfhunderttausend Livres werth.«

»Das hätte man uns eher sagen müssen,« unterbrach ihn Brisbille.

»Ja, ja, er hat Recht,« wiederholten mehrere der Anwesenden. »Man behandelt uns wie Lakaien.«

»Das muß anders werden —«

»Wir verlangen Theilung.«

»Ja, ja, wir verlangen Theilung!« riefen fünfzig Stimmen.

Die Unordnung erreichte den höchsten Gipfel.

Die Personen dieses seltsamen Auftrittes hatten sich erhoben und um die Estrade herum gruppirt. Sie bedrohten

Meister Martin mit Geberde und Stimme. Sie glichen einer Versammlung trunkener Teufel. Alle schlimmen Leidenschaften, Haß, Habgier, alle Laster waren diesen cynischen Gesichtern aufgeprägt. Die Arme bewegten sich mit Messern und Dolchen bewaffnet und Brisbille zog schon seinen schwarzen Lederriemen und machte sich bereit, ihn Meister Martin über den Kopf zu werfen.

Das niedrige Gewölbe des Gemaches hallte dumpf wieder unter dem Tumult und dem Geschrei dieser Besessenen.

Mittlerweile betrachtete Meister Martin, ruhig, unerschütterlich auf seiner Estrade stehend, mit verächtlichem Lächeln den Sturm, der sich gegen ihn erhob.

»Jeder verfüge sich sofort an seinen Platz,« rief er plötzlich mit Donnerstimme. »Dieses Haus ist unterminirt! Zehn Tonnen Pulver liegen unter diesem Gewölbe, und wenn Ihr nur einen Schritt weiter thut und noch eine einzige drohende Geberde macht, so brauche ich blos mit dem Fuße auf dieses Bret zu drücken, um das ganze Quartier in die Luft zu sprengen.«

Sofort herrschten Ruhe und Bestürzung unter der Menge.

»Ha, meine Lämmer,« fuhr der Capitän fort, »Ihr complottirtet gegen mich — Ihr bereitetet einen Aufruhr — Ihr glaubtet mich einzuschüchtern — Ihr hofftet Euch des alten Fuchses zu bemächtigen wie eines naßgewordenen Huhnes — und nun steht Ihr auf einmal bleich und vor Schrecken zitternd da! Ihr seid in meine Hand gegeben, denn ich sage es nochmals: bei der geringsten Geberde, bei dem mindesten Murren findet Ihr in einer furchtbaren Katastrophe euren Tod. Alle Früchte unserer Arbeiten, alle diese durch unseren mächtigen und furchtbaren Bund,

dessen alleiniges Oberhaupt und Band ich bin, langsam aufgehäuften Schätze, all dieses Gold, all diese Kleinodien, alle jene Reichthümer, welche dereinst jeden von Euch reicher machen sollen, als einen Generalpächter, kann ich in einem einzigen Augenblick in einem Wirbel von Rauch, Staub und blutigen Trümmern vernichten und morgen werden die Pariser mit Bestürzung den Abgrund betrachten, den ein Vulkan in ihrer alten Stadt geöffnet hat.«

Dann schwieg er einige Augenblicke, wie um sich an dem Entsetzen zu weiden, welches sich der Versammlung bemächtigt hatte.

»Ihr werdet Euch jetzt Einer nach dem Andern durch den Kellerausgang nach dem Marché Neuf entfernen und in acht Tagen Euch auf dem Sammelplatze wieder einfinden. Dann werde ich Euch meinen Willen bekannt machen. Bis dahin arbeite Keiner und die vollkommenste Sicherheit herrsche in Paris. Die große Stadt, welche über so viele Beraubungen und Mordthaten unruhig zu werden beginnt, bedarf ein wenig Ruhe. Jeder von Euch wird erhalten, was ihm auf seinen Antheil an dem gemeinsamen Reichthume zukommt.«

Die Banditen senkten die Köpfe und lenkten ihre Schritte langsam nach dem Hintergrund des Gewölbes, wo eine große eiserne Thür angebracht war. Der dicke Matharel wollte ihnen folgen. Auf ein Zeichen des Capitäns blieb er jedoch, und sobald als die Thür sich wieder geschlossen hatte, ward eine geheimere Berathung zwischen ihm, dem Anführer der Würger und einer andern Person gehalten, welche während dieses ganzen stürmischen Auftrittes sich in einem dunklen Winkel versteckt gehalten hatte.

Dieser Mann, welcher unbeweglich und unsichtbar der rasch unterdrückten Empörung der Würger beigewohnt hatte, ging auf Meister Martin zu, der mit Matharel noch allein war. Es war Filoche, der Wassertrinker.

»Einen Augenblick lang fürchtete ich für Euch, Capitän.«

»Was fürchtetet Ihr denn?

»Daß sie Euch einen schlimmen Streich spielen würden, die Halunken. Brisbille hatte im Laufe des Abends einen ganzen Schoppen Branntwein getrunken, Lanceron wenigstens sechs Flaschen Wein vertilgt, die Anderen waren alle ebenfalls betrunken. Ich hatte dies wohl bemerkt, als sie Einer nach dem Andern ankamen.«

»Bah!« sagte Meister Martin mit stolz verächtlichem Lächeln; »das sind dumme Bestien. Sprechen wir von ernsten Dingen. Also, Meister Matharel, ich habe Euch dableiben heißen, um von Euch einige Aufschlüsse über eine gewisse Bande lustiger Gesellen zu erhalten, zu welcher Ihr, wie man mir versichert hat, vor etwa zehn Jahren gehörtet.«

»Von welcher Bande sprecht Ihr?« antwortete der, an welchen der Capitän sich gewendet hatte.

»Nur keine Winkelzüge — mir gegenüber hilft Euch dies nichts. Meine Polizei ist besser eingerichtet als die des Generallieutenants, und Ihr habt vor einigen Augenblicken sehen können, wie genau ich von den geringsten Ereignissen unterrichtet bin, welche unseren Bund interessiren können. In dem Augenblick, wo der Riemen dieses elenden Brisbille den Vicomte erwürgte — er zeigte mit dem Finger auf den regungslos auf dem Boden ausgestreckten Leichnam — in diesem Augenblick wußte ich schon genau,

wie hoch sich der Gewinn belief, den er im Spielen gemacht — und dies, mein lieber Freund, hat Euch die fünfhundert Louis'dor gekostet, die Ihr übrigens mit einer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart wegstipitzt hattet, die Euch alle Ehre macht.«

Matharel machte eine häßliche Grimasse.

»Wohlan, erzählt mir also von jener Bande — von dem schönen Lambert, von dem ehemaligen Polizeispion Dubosq, von dem Doctor Peyrotte, von der schönen Laura und von jenem wunderbaren Pavillon in dem Sackgäßchen des Vignes, wo Ihr auf Kosten der naiven Herzen, der leichtgläubigen Geister und der allzuleicht sich öffnenden Börsen der Pariser so köstliche Soupers veranstaltet.«

Der ehemalige Garkoch der Rue Pierre Lescot horchte mit offenem Munde.

»Wie hieß doch der Gründer jenes berüchtigten Bundes der Ehrgeizigen — der bald weiter nichts war, als ein Bund von Spitzbuben und Gaunern?«

Und als Matharel immer noch schwieg, fuhr Meister Martin fort:

»Ich will Euch seinen Namen nennen. Er hieß Jacques Herbin. Er hatte sich früher dem geistlichen Stande widmen wollen und eine gewisse Seminaristenliebe, die er im kühlen Schatten eines burgundischen Schlosses mit einer schönen vornehmen Dame begonnen, endete in einer Herbstnacht in jenem eleganten Pavillon mit einer furchtbaren Katastrophe durch den Selbstmord einer vornehmen Frau, der Gräfin von Givré —«

»Ihr seid der leibhafte Teufel!« rief Matharel, sich endlich aus seiner Betäubung aufrüttelnd.

»Das ist wohl möglich.«

Matharel sammelte sich einen Augenblick, dann faßte er einen Entschluß und antwortete:

»In Folge des furchtbaren Ereignisses, welches Ihr soeben erwähntet, verließen wir diesen verwünschten Pavillon, dessen Thür seitdem nicht wieder geöffnet worden ist — und da wir Alle, so viel wir unser waren, mehr oder minder bei diesem entsetzlichen Vorfalle betheiligt waren, der uns die ganze Polizei des Königreiches auf den Hals hetzen konnte, so leisteten wir einen furchtbaren Schwur, den Schwur, niemals von dieser Blutnacht zu sprechen, den Namen des Opfers niemals zu nennen.«

»Und Ihr habt euren Schwur gehalten, das muß ich Euch nachrühmen — denn es hat bis jetzt noch Niemand davon gesprochen.«

»Was Euch aber nicht abgehalten hat, dieses Trauerspiel mit den geringsten Nebenumständen zu erfahren.«

»Was das betrifft, lieber Freund,« entgegnete der Capitän mit spöttischem Lächeln, »so könnte ich Euch eure prachtvoll eingerichtete Grotte im Quartier Mouffetard allerdings auf's Genaueste beschreiben — von dem weißmarmornen Adonis an bis zu der Ottomane, wo Frau von Givré unter dem giftigen Hauche des Schülers Peyrotte's erlag.«

»Ihr wißt ja mehr als ich — warum fragt Ihr mich?«

»Was ist aus der Courtisane Laura geworden?«

»Aus Lambert's Maitresse? Diese verließ ihren Geliebten einige Monate, nachdem sie ihr Rachewerk vollbracht hatte.«

»Ja, nachdem sie das Kind geraubt.«

»Ein gascognischer Edelmann, der sie als die Geliebte des Grafen von Givré, ihres Verführers, kennen gelernt —«

»Ganz recht — der Chevalier von Lanion.«

»Also diesen kennt Ihr auch? — Wohlan, der Chevalier von Lanion nahm sie unter seinen Schutz und erwirkte ihr eine Concession zur Eröffnung eines soliden Spielhauses. Einige Jahre später, nachdem sie in Folge verschiedener Abenteuer von Stufe zu Stufe immer tiefer gesunken, verschwand sie endlich ganz.«

»Aber die kleine Diana, die Erbin der Givré, das Kind, welches der elende Herbin raubte, um dadurch die Mutter in seine Gewalt zu bekommen, und welches Herbin wieder durch Laura geraubt ward, die dadurch ihren Haß zu befriedigen suchte?«

»Laura hielt das Mädchen zwei oder drei Jahre lang auf dem Lande verborgen, dann nahm sie es wieder zu sich — und die Tochter des Grafen von Givré ist, wie die Courtisane geschworen hatte, unter den galanten Frauen, unter den ruinirten Söhnen vornehmer Familien, unter den Abenteurern, welche ihr Spielhaus besuchten, herangewachsen.«

»Und hat man auch ihre Spur verloren?«

»Das Mädchen verschwand mit der, welche sie für ihre Mutter hielt.«

»Wohlan, so höret, Meister Matharel: — Außer dem Theile, der Euch nach Ablauf dieses Jahres bei Feststellung unseres gemeinsamen Vermögens zufallen wird, sollt Ihr noch eine Zulage von hunderttausend Thalern an

dem Tage ausgezahlt erhalten, wo Ihr die Tochter des Grafen von Givré mit einem Anhang der Beweise für ihre Identität ausfindig gemacht haben werdet.«

»Hunderttausend Thaler, sagt Ihr!« rief der ehemalige Garkoch, dessen kleine Augen hinter dem doppelten Walle hervorfunkelten, welchen seine dicken Backen und seine hervorragenden buschigen Augenbrauen um seine Gesichtsorgane herumzogen.

»Hunderttausend Thaler bar — nicht mehr und nicht weniger.«

Während dieses ganzen Zweigesprächs hatte Filoche zugehört, ohne ein Wort zu sagen.

Er war ein sicherer Mann, verschwiegen, sorgfältig in seiner Arbeit, logisch in seinen Ideen, mit einem Blicke begabt, der weniger rasch als sicher langsam begriff, aber sehr gut behielt.

In der Naturgeschichte der Intelligenz könnte man solche Geister unter die Classe der Wiederkäuer rechnen.

Meister Matharel nahm, erfreut über die Aussicht auf die ungeheure Summe, welche ihm für die Entdeckung Dianens von Givré versprochen worden, Abschied von dem Capitän der Würger und entfernte sich durch jene eiserne Thür, von welcher wir schon gesprochen haben, und welche mittelst eines langen, schmalen Ganges an dem Ufer der Seine nur wenige Schritte von dem Petit Pont ausmündete.

Diese unterirdischen Gänge waren Theile einer alten heimlichen Synagoge, in welcher die Juden unter der Regierung Carls des Sechsten ihre Mysterien feierten, und die Erbauung des Petit Pont knüpfte sich an ein an demselben

Orte gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts begangenes Verbrechen.

Vier Juden hatten einen ihrer ehemaligen Glaubensgenossen, der zu dem Katholicismus übergetreten war, hierhergelockt und ermordet.

Verurtheilt, vier Sonntage nach einander durch alle Hauptstraßen von Paris gepeitscht zu werden, hatten sie sich, nachdem sie die Hälfte ihrer Strafe erlitten, durch Bezahlung einer Summe von achtzehntausend Livres losgekauft und von diesem Gelde hatte König Carl der Sechste den Petit Pont erbauen lassen.

Sobald als der ehemalige Garkoch sich entfernt hatte, wendete Meister Martin sich zu Filoche.

»Nun,« sagte er zu ihm, »hast Du verstanden?«

»Ich beginne zu verstehen, Ihr wollt die Erbin ausfindig machen — um Euch der Erbschaft zu bemächtigen.«

»Wunderschön gefolgert — die Familie Givré besaß große Güter, die dereinst in Ermanglung männlicher Erben alle dieser Tochter des Grafen zufallen müssen. Der Vicomte ist im Duell gefallen, der Chevalier durch die Aerzte ins Jenseits spedirt worden, die alte Gräfin ist an einem Schlaganfall gestorben, der Graf hat durch einen Sturz vom Pferde seinen Tod gefunden, seine Gemalin hat sich in einem Anfall von Verzweiflung selbst das Leben genommen, seine Tochter ist, durch Laura entführt, verschwunden, und das ganze Erbtheil dieses Hauses ist in die schwachen Hände eines Greises, des Onkels des verstorbenen Grafen, gerathen. Kommt Diane wieder zum Vorschein, so fallen alle diese Besitzungen ihr zu. Diese Erbin muß daher um jeden Preis ausfindig gemacht werden.«

»Um jeden Preis?« sagte Meister Filoche. »Das bringt mich auf eine Idee.«

»Laßt eure Idee hören.«

»Wenn man die Erbin nicht wiederfindet, so könnte man wenigstens eine erfinden.«

»Das wäre allerdings nicht unmöglich, wir wollen aber vorher alles Mögliche aufbieten, um die Spuren der echten Gräfin von Givré zu entdecken. Matharel wird ins Feld rücken. Wir haben mehrere der ehemaligen Mitglieder von Herbin's Bande unter uns — namentlich Dubosq und Lambert. Der Doctor Peyrotte wäre uns von großem Nutzen.«

Einige Augenblicke später war Meister Martin allein in dem unterirdischen Gemach. Die Lampen brannten immer matter und die großen Schatten, welche an den Mauern und in den Winkeln hin- und herschwankten, wurden immer dichter und dehnten sich immer mehr aus.

Auf dem Boden lag eine dunkle Masse. Es war die Leiche des armen Vicomte von Bervilly. Nachdem der Capitän seine Blicke nach dieser Seite hin gelenkt hatte, sagte er bei sich selbst:

»Ich werde ihn morgen zu dem Skelettfabrikanten tragen lassen. Dies ist das sicherste Mittel, sich dieser Dinge zu entledigen ohne irgend eine Spur zu hinterlassen.«

Er warf sich völlig angekleidet auf eine Art Ruhebett und sank sehr bald in einen ruhigen, friedlichen Schlaf.

In dem Augenblick aber, wo die Flamme, dem Verlöschen nahe, noch einigemal aufflackernd ihren letzten Schein verbreitete, löste sich im Hintergrunde des Gewölbes ein

Schatten von der Wand und kam auf den Schläfer zu, den er lange und aufmerksam betrachtete.

Es war dies derselbe Mann, den wir in dem Garten des Vauxhall gesehen und welcher der erschrockenen Menge an dem Halse eines der Opfer der Würger die Spur von der geheimnißvollen Schnur zeigte.

Er legte neben Meister Martin einen Gegenstand nieder, dessen Form die Dunkelheit nicht zu erkennen gestattete.

Dann näherte er sich auch der Leiche, hob ihr den Kopf empor, öffnete ihr die Lippen und flößte ihr einige Tropfen von einer Flüssigkeit ein, die in einem kleinen Fläschchen enthalten war.

Hierauf entfernte er sich langsam und verschwand in der Finsterniß.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.